Die Ehefabrikanten.

Komisch-socialer Roman

von

A. von Winterfeld.

Dritter Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1866.

Druck von Heinr. Mercy in Prag.

I.

Junge Mädchen.

Da geht ein Bach das Thal entlang,
Wohin er wohl nur will?
So geht mein Herz den ganzen Tag
Und steht nicht einmal still.

Klaus Groth.

Junge Mädchen! Welche Poesie liegt in den beiden Worten!

Man denkt da unwillkürlich an Knospen, die sich eben zur Blume entfalten wollen und ihren ersten, zartesten, aber deshalb auch berauschendsten Duft in ihre Umgebung senden.

Sie sind jetzt noch so lieblich schüchtern, daß ihre Blätter sich kaum zu öffnen wagen, aus Furcht, es möchte ein unbefugter Blick sich in die holden Mysterien ihres Innern senken.

Die Knospe weiß noch nicht, daß sie entzückt, und deshalb entzückt sie eben am meisten.

Wenn sie erst zur Blume erblüht ist, drängt sie sich

mehr vor unser Auge, besticht sie mehr unsere Sinne, dafür aber weniger unser Herz.

Die Knospe ist unabsichtlich, die Blume ist schon absichtlich.

In den Kelch der Knospe ist noch kein Stäubchen gedrungen, hat sich noch kein profaner Blick gesenkt. In seinem Innern herrscht noch die reinste, unverdorbenste Natur.

Das Antlitz der Blume aber hat schon mit der Sonne kokettirt, und ihre Wangen sind schon von den Winden geküßt worden.

Die Knospe ahnt, aber die Blume weiß.

Der sinnige Mann pflückt deshalb lieber eine Knospe, der sinnliche lieber eine Blume.

Der eine will die Knospe an sein Herz legen und sie sich dort entfalten lassen, der andere will die Blume in sein Knopfloch stecken und sich an ihr weiden und mit ihr prahlen.

Für eine Knospe schwärmt man, für eine Blume glüht man.

Wenn man sich einer Knospe naht, zögert die Hand, ob sie sie brechen soll; wenn man zu einer Blume tritt, streckt sie sich hastig danach aus.

Die Knospe fordert zur Anbetung auf, die Blume zum Genuß. Die Knospe ist die selig-bange Vorahnung

des höchsten Glücks, die Blume trägt schon das völlige Bewußtsein in sich mit mehr oder weniger Vergangenheit.

Die Knospe schwillt der Blume entgegen, die Blume welkt dem Tode in den Arm.

Junge Mädchen sind wie die Knospen, Frauen sind wie die Blumen.

Die Knospe drängt zur Blüte, die Blüte, wenn sie zu welken beginnt, möchte wieder zur Knospe zurückkehren.

Wir bitten den geneigten Leser, das staubige Berlin zu verlassen und auf der staubigen Chaussee mit uns nach Charlottenburg zu fahren, wo es ebenfalls staubig ist.

Vor einem reizenden, mit hochstämmigen, alten Bäumen und jungem, frischem Buschwerk gezierten Park halten wir an, verlassen den heißen, vollgepfropften Omnibus und schreiten durch die schattigen, saubern Gänge nach dem eleganten Wohnhause, das sich der Commercienrath Müller hatte bauen lassen, nachdem er sich als reicher Mann vom Geschäft zurückgezogen.

Aus dem einen Zimmer rechts ertönt ein aufgeregtes, ungeduldiges Klavierspiel, dort müssen also Menschen sein und dorthin wollen wir uns wenden.

Wir treten in ein höchst elegantes Zimmer, aus dem uns gleich jener Duft entgegenkommt, von dem man

eigentlich nicht weiß, woher er kommt, der aber stets der Eleganz entströmt.

Eine matte, durch weiße Faltenrouleaux hervorgebrachte Beleuchtung, überall Teppiche, überall Bordüren und Vorhänge, die dem Zimmer eine wohlthätige Weihe geben, schwellende, zum Sitzen und Liegen einladende Polstermöbel, Kupferstiche und Oelgemälde, Marmorgruppen und nach der Antike copirte Marmorstatuetten, die man eigentlich nicht in Zimmern aufstellen sollte, in denen junge Mädchen verkehren, weil sie zum Nachdenken anregen, und endlich ein grauer Papagai auf einer Stange, dem das aufgeregte und ungeduldige Klavierspiel unangenehm zu sein scheint.

Wie eine Kugel in einen üppigen Fauteuil versunken saß ein kleiner freundlicher Mann, an dem Alles rund war, und las die Zeitung.

Die dünnen graumelirten Haare waren wieder sorgfältig von hinten und von den Seiten an dem blanken runden Schädel emporgekämmt, auf dessen Höhe sie sich sanft umbogen, die kleinen wurstartigen Beine waren eins über das andere geschlagen und die kleinen rundlichen Augen blinzelten freundlich wie immer in die Spalten der Zeitung, die ein kurzes rundes Aermchen vor die dicke rundliche Nase hielt.

Nur ab und zu zog eine schnelle Wolke des Un-

muths über das dicke, fettglänzende Gesicht, und ein nervöses, ungeduldiges Zucken durchlief elektrisch den ganzen Körper vom Wirbel bis zur Zehe.

Was mochte denn dem stets freundlichen und gutgelaunten Commercienrath Müller heute sein?

Sollte ihn ein rheumatischer Zahnschmerz plagen, oder sollte Marianne Grimmert lange nicht bei ihm gewesen sein, um ihm die Hühneraugen zu beschneiden?

Oder sollte irgend ein tiefer tragischer Seelenschmerz sein sterblich Theil durchzucken?

Oder sollte er zu viel Weintrauben in seinem Garten gegessen haben?

Nein! Das schien es Alles nicht zu sein, was dem Commercienrath Müller wie Feuerpein durchs Gebein fuhr; denn jedesmal wenn das fatale Zucken sich wieder einstellte, wenn sich die kleinen fettverwachsenen Augen schmerzhaft zusammenkniffen, daß der Versuch zu einer Thräne herausgepreßt wurde, wenn die blanke Kopfhaut zitterte, daß die von beiden Seiten emporgekämmten und sich oben umbiegenden Haare sich einander näherten wie zwei vis-à-vis im Contretanze, jedesmal wenn das übergeschlagene Beinlein sich krampfhaft nach dem angemästeten Bäuchlein emporzog und wenn die Zeitung in den kleinen fetten Fingern leise raschelte, als wenn sie Theilnahme für ihren Leser empfände, wie ihr Leser für sie, dann

schoß der Commercienrath Müller auch einen schnellen, mißmuthigen, unwilligen, aus einer nervös durchgerüttelten Natur kommenden Blick auf seine jüngste Tochter Wanda, die am Fenster gegenüber saß und jenes aufgeregte und ungeduldige Klavierspiel vollführte, das wir bereits vom Parke aus vernommen haben.

Was mochte ihm denn nur das arme Kind gethan haben, daß er ihm so böse und unwillige Blicke zuschoß?

Er war doch sonst ein so guter, liebevoller Vater und Wanda war doch auch als ein liebes, vortreffliches Mädchen bekannt, obgleich man nicht leugnen konnte, daß sie heute ein etwas malitiöses Gesichtchen machte.

Es war eine reizende kleine Figur, und wenn das malitiöse Gesicht nicht gewesen wäre, hätte man sie anbeißen können, so niedlich und appetitlich sah sie aus.

Der anmuthige Kopf des noch ganz jungen Mädchens wurde von einem etwas wirren und willkürlichen Gelock dunklen, seidenweichen Haars umflossen; auf der glatten Stirn lag eine gewisse Festigkeit, aus den großen dunklen Augen blickten Gefühl, Kindlichkeit und Naivetät; die Grübchen in den mit sanfter Röthe angehauchten Wangen deuteten auf Schelmerei, und die vollen rothen Lippen schienen nicht abgeneigt, einmal

recht herzhaft zu küssen, wenn sie erst in den Geschmack gekommen wären.

Obgleich das Mädchen saß, konnte man doch genugsam sehen, daß es eine reizende Figur hatte.

Der Hals war hübsch schlank aus dem Rumpf herausgewachsen; die Büste bedeckte nur eine weiße, leichtverhüllende Blouse, die aber deutlich zeigte, daß die Knospe der Blume entgegenschwoll; die Taille war von einer außerordentlichen Feinheit, ohne daß die Kunst eines häßlichen Schnürleibes nachgeholfen hätte, und unten auf den Zügen des Klaviers bemerkte man ein so kleines und schmales Füßchen, daß man kaum begreifen konnte, wie es möglich sei, darauf zu gehen und zu stehen.

Wanda spielte eine lustige Polka, aber sie sah gar nicht lustig dazu aus, sondern je länger ihre weißen Fingerchen auf den Tasten umherliefen, ein desto unwilligeres und ungeduldigeres Gesicht machte sie, und ab und zu schien es ihr eine innere Befriedigung zu gewähren, wenn sie mit aller ihrer Kraft einen falschen Accord anschlug, daß die Saiten in dem Instrument schmerzlich klagend schnarrten und das ganze Klavier in seinen Grundfesten erzitterte.

Und wenn dann der Papagai erschreckt zusammenfuhr und ängstlich die Flügel hob, dann zeigte sich ein leichter kleiner Zug von Muthwillen und Schadenfreude

um den rothen Mund des jungen Mädchens und sie paukte einen noch stärkern und noch falschern Accord, als wenn ihr das eine wahre Herzensfreude bereitete.

„Hörst Du denn heute gar nicht auf, Wanda?“ rief der Commercienrath Müller, bei dem zweiten Accord hoch in seinem Fauteuil in die Höhe fahrend.

„Werde ich denn gar nicht verheirathet, Papa?“ rief das junge Mädchen, noch eine greuliche Dissonanz hervorbringend und dann ihren Vater ebenso nervös aufgeregt anblickend, wie er sie.

Der kleine runde Mann sprang noch einmal wie eine Kugel aus seinem Polsterstuhl empor, diesmal aber, um sich nicht wieder zu setzen, legte die Zeitung weg und starrte seine Tochter in höchster Verwunderung an.

„Wie?“ sagte er. „Was hast du da gesagt, Wanda? Wann man Dich verheirathen wird?“

„Ja, das habe ich gesagt“, entgegnete das junge Mädchen, ebenfalls aufstehend und noch einmal auf die Tasten schlagend, daß ein eigenthümlicher Klageton aus dem Instrument drang.

„Uebrigens“, fuhr sie fort, sich mit jener Hast das Kleid wieder zurecht klopfend und streichend, die fast allen jungen Damen eigen ist, „übrigens brauchst Du nicht zu glauben, daß mir gerade am Heirathen soviel gelegen ist. Ich möchte blos nicht mehr Klavier spielen müssen. Das

ist ja gar nicht mehr zum Aushalten! Die Mama quält mich ja rein zu Tode damit. Immerwährend üben und immerwährend üben! Und dann kommt der Lehrer, dem ich bald dies nicht recht mache und bald das, und der mir aufgibt, zur nächsten Stunde eine Passage hundertundfünfundsiebzigmal zu spielen, und wenn er dann wiederkommt, ist sie doch noch nicht richtig. Ach", rief das junge Mädchen, noch einmal an das Piano laufend und demselben einen noch unwilligern Klapps auf die Tasten versetzend, „ich hasse dieses Marterinstrument!"

„Aber, Wanda!" sagte der runde Commercienrath, indem er seine Tochter verwundert anblickte.

„Du hast Recht, Papa", entgegnete das junge Mädchen, sogleich den Unmuth aus seinem reizenden Gesichtchen verbannend, in freundlichem Ton. „Aber Du glaubst gar nicht, wie schrecklich und nervenangreifend dies ewige Klavierspielen ist."

„Ja, ich glaub's schon", sagte der runde Papa, „ich muß es ja oft genug mitanhören. Ich bin ebenso unglücklich wie Du, mein Kind."

„Nein, Papa!" rief Wanda lebhaft. „Ich bin dreimal unglücklicher als Du, denn erstens muß ich die Musik machen, zweitens muß ich sie anhören und drittens muß ich sie weit öfter anhören als Du, denn Du

kannst doch wenigstens davonlaufen, wenn es Dir zu arg wird."

Der Commercienrath wurde wieder freundlich und dann schien er in Nachdenken zu versinken.

„Wenn man aber einmal verheirathet ist, dann hat man wichtigere Dinge zu thun, als Klavier zu spielen. Dann ist das Piano kein Instrument mehr, sondern ein Möbel wie jedes andere, gerade keine sehr große Zierde für ein Zimmer, aber wenigstens schweigsam, und das ist die Hauptsache."

„So denken gewiß nicht alle Mädchen", sagte der runde Commercienrath.

„Aber die meisten Frauen handeln so", entgegnete Wanda. „Sieh doch einmal Anna Frohberg, die als Mädchen die passionirteste Klavierspielerin war; als Frau sieht sie keine Note mehr an."

„Ja, da hast Du allerdings Recht", sagte der Commercienrath.

„Hat man denn noch keine Nachrichten von Frohbergs?" fragte Wanda schnell.

„Sie ist noch immer mit ihrem Mann auf Reisen", entgegnete der Vater.

Das junge Mädchen wurde plötzlich ernst und schien über etwas nachzudenken.

„Und man kennt noch immer nicht die Ursache der

plötzlichen Abreise?" fragte sie nach einer längern Pause.

„Nein", antwortete der Commercienrath, ebenfalls ein ernsteres Gesicht machend. „Es ist eine merkwürdige Geschichte. Man spricht viel davon, aber Niemand weiß etwas Bestimmtes."

In diesem Moment öffnete sich die Thür und ein Diener meldete:

„Die Frau Commercienräthin Baldrian wünscht ihre Aufwartung zu machen."

„Mir äußerst angenehm!" sagte der runde Papa, und im nächsten Moment rauschte die Beglückerin des Menschengeschlechts ins Zimmer.

„Guten Morgen, meine hochverehrte Commercienräthin!"

„Guten Morgen, mein theurer Herr Commercienrath! Guten Morgen, meine liebe Wanda!"

Mit diesen Worten reichte die vielbeschäftigte und deshalb stets pressirte Frau gleichzeitig dem Papa die Hand und küßte die Tochter, die sich neugierig hinzudrängte, auf die Stirn.

„Nun, was gibt's Neues, verehrte Frau?" zischelte der Commercienrath der Commercienräthin ins Ohr.

„Ich komme eben von ihm", flüsterte die Commercienräthin dem Commercienrath in die Nase.

„Ah!“ machte der Commercienrath.

„Wie?“ fragte Wanda, welche das kleine Wörtchen „ihm“ aufgefangen hatte.

Dies Wörtchen ist aber den jungen Mädchen dermaßen interessant, daß es nur gedacht zu werden braucht, um von ihnen verstanden zu werden.

Die Baldrian warf dem Commercienrath einen bedeutungsvollen Blick zu und sah dann aus der äußersten Ecke des einen Auges auf das junge Mädchen.

„Wanda, mein gutes Kind“, sagte der Papa sogleich, „geh an Dein Piano und übe noch ein bischen.“

„Aber, Papa“, entgegnete das junge Mädchen, „Du hast ja vorhin selbst gesagt, daß Du es nicht hören möchtest.“

Der Commercienrath wurde ein ganz klein wenig roth.

„Ja, ganz recht“, sagte er dann, „aber unsere liebe Commercienräthin hört Dich so gern und Du wirst ihr doch die Freude nicht versagen wollen. Spiele uns noch einmal die Polka, Wandchen!“

Das junge Mädchen warf den Kopf zurück, daß die kleinen Löckchen ihm um den Hals tanzten wie lauter trotzige kleine Schlangen, machte eine blitzschnelle Kehrtwendung und paukte im nächsten Augenblick auf den Tasten herum, daß der ganze Kasten des Pianos wankte und zitterte.

„Au!" rief der Commercienrath, schmerzlich das Gesicht verziehend und beide Hände vor die Ohren haltend. „Nicht so stark! Das ist ja viel zu stark!"

Und dann, als Wanda ein ganz klein wenig leiser spielte, ging er mit der Baldrian näher ans Fenster und zischelte ihr wieder in das Ohr:

„Nun, was will er denn?"

„Na, was wird er denn wollen?" flüsterte die Commercienräthin zurück. „Er will Ihr Schwiegersohn werden!"

„O, o", machte der kleine Mann bedächtig, „so weit sind wir doch noch nicht, da müssen doch noch —"

„Was muß da noch?" fragte die Baldrian ungeduldig und leicht empfindlich.

„Donnerwetter!" schrie plötzlich der Commercienrath, eine Grimasse schneidend und ein Bein in die Höhe ziehend.

„Mein Gott, fahren Sie mich doch nicht so an!" sagte die Baldrian, einen Schritt zurücktretend.

„Ach, das ist es ja nicht", jammerte der Commercienrath, indem er einen Versuch machte, auch das andere Bein in die Höhe zu ziehen, dann aber doch davon abstand und sich lieber wieder beide Ohren zuhielt.

„Mein Himmel! Haben Sie denn Krämpfe?" fragte die Baldrian mit einem ganz ängstlichen Gesicht.

„Nein!" schrie der Commercienrath, auf einem Bein tanzend. „Das Unglückskind spielt ja wieder so toll. Wanda!" rief er dann noch stärker. „Wanda! Nicht so laut! Ich kann es ja nicht mehr aushalten!"

„Gut, ich kann es auch nicht mehr aushalten!" sagte das junge Mädchen kurz, indem sie sich schnell von dem Instrument erhob und sich wieder das Kleid zurecht klopfte und glättete.

„Bedenken Sie doch, daß die jungen Leute sich schon volle sechs Wochen kennen", sagte die Baldrian mit leiser Stimme zum Commercienrath, als dieser sich wieder etwas beruhigt hatte. „Drei Wochen waren es bereits bei der Abreise von Frohbergs, und seitdem sind schon wieder drei Wochen verflossen."

„Nun ja, sechs Wochen", entgegnete der Commercienrath; „was will das sagen? Ich habe zum Beispiel meiner Frau drei Jahre lang die Cour gemacht, ehe es zur Verlobung kam."

„Ach, liebes, gutes Commercienräthchen", zischelte die Baldrian, „wo sind die Zeiten geblieben? Wenn man heutzutage die Heirathen nicht mit etwas Feuer und Energie betreiben wollte, schliefen uns die jungen Männer zehnmal wieder ein, ehe wir sie zum Anhalten brächten. Thun Sie mir den einzigen Gefallen und

quackeln Sie mir nicht dazwischen, sondern lassen Sie mich machen und seien Sie überzeugt, daß ich die Sache zehnmal besser verstehe als Sie. Die Angelegenheit ist jetzt reif zum Abschluß."

„Was ist reif, Papa?" fragte Wanda, deren mädchenhafte Neugier sie wieder hinter die beiden Geheimnißkrämer geführt hatte.

Der Commercienrath blickte sich erschrocken um.

„Unsere Weintrauben sind reif", entgegnete er dann mit einer Energie, die ihn komisch kleidete. „Geh 'mal gleich in den Garten und pflücke Dir welche. Die sind Dir außerordentlich gesund!"

Das junge Mädchen, das einsah, daß man sie doch nicht in das schwebende Geheimniß einweihen wollte, warf wieder das Köpfchen ein klein wenig trotzig in den Nacken und ging dann leicht und schwebend wie eine Sylphe in den Garten, aber nicht um sich Weintrauben zu pflücken, sondern um sich zu ärgern.

„Wo ist denn das liebe Frauchen?" fragte die Baldrian.

„Nicht ganz wohl", entgegnete der Commercienrath. „Die Badereise nach Ostende scheint ihr nicht so gut bekommen zu sein wie mir. Sie hat es bald hier und bald da. Seit ein paar Tagen ist sie kaum aus ihrem Zimmer gewesen."

„O“, machte die Baldrian, „das thut mir ja recht leid. Da müssen wir unsere Angelegenheit heute schon allein abmachen, obgleich ich mit den Müttern sonst weit lieber unterhandle. Sie interessiren sich mehr dafür und erleichtern mir die Mühe und Arbeit.“

„Nein, nein“, sagte der Commercienrath kopfschüttelnd, „meine Frau denkt eigentlich jetzt gar nicht daran, die beiden Mädchen schon zu verheirathen. Sie sagt, die Kinder wären ja noch viel zu klein dazu.“

„Ach, Papperlappap!“ entgegnete die Baldrian. „Das ist eine alte, abgedroschene Redensart, die die Aeltern gewöhnlich im Munde führen, aber die Töchter wollen davon nichts wissen. Was das den Kindern wohl schaden soll! Hm! Im Gegentheil!“

„Meinen Sie wirklich?“ fragte der Commercienrath, ein pfiffiges Gesicht machend.

„Nun natürlich!“ entgegnete die Baldrian, den runden Papa mit wichtiger Miene ansehend. „Das muß ich doch wohl verstehen.“

„Ja, ja, man sollte allerdings meinen“, sagte der Commercienrath, „und ich glaube selbst — aber — man kann sich doch noch nicht recht entschließen“, setzte er mit leichtem Achselzucken hinzu.

„Nun denn heraus mit der Sprache!“ rief die Baldrian mit großer Entschiedenheit im Tone. „Was

haben Sie gegen den jungen Mann einzuwenden, wie?"

Der Commercienrath machte ein verlegen lächelndes Gesicht und sagte, indem er die Baldrian wie um Entschuldigung bittend ansah:

„Ich habe eigentlich gar nichts gegen ihn einzuwenden, verehrte Freundin; er würde mir, was noch mehr ist, als Schwiegersohn ganz gut gefallen, wenn ich ihm nur nicht meine Tochter zu geben brauchte."

Der Baldrian stieg die Zornesröthe ins Gesicht.

„Ach, Sie sind ja ein Thor!" rief sie. „Wenn Sie sich nicht von Ihren Kindern trennen können, dann behalten Sie sie!"

Und mit diesen Worten machte sie eine schnelle Wendung und steuerte direct der Thür zu.

Der kleine Commercienrath stand einen Augenblick ganz betrübt und unschlüssig, dann aber lief er schnell der Baldrian nach, ereilte sie noch vor der Thür und hielt sie, da sie schon dicht daran war, an ihrem seidenen Kleide zurück.

„So hören Sie doch, verehrte Freundin!" sagte er.

„Na, dann sprechen Sie, aber reißen Sie mir nicht die Falten aus dem Kleide!" antwortete die Baldrian, sich schnell wieder umwendend.

„Sie können doch das einem Vater eigentlich nicht

verdenken, daß er zwischen zwei widerstrebenden Gefühlen schwankt", sprach er in begütigendem Tone. „Welcher Vater trennte sich gern von seinen Kindern und welcher Vater behielte wiederum gern seine Töchter? Glauben Sie, daß mir das Vergnügen macht, wenn mich die dummen Menschen alle Tage fragen: „Mein Gott, wie kommt denn das, daß sich Ihre Fräulein Töchter nicht verheirathen? Ein paar so hübsche und reiche Mädchen! Merkwürdig! Merkwürdig!" Glauben Sie, daß mir das Vergnügen macht, verehrte Freundin? Was soll ich ihnen denn darauf antworten? Ich kann mir doch nicht mit Kreide auf den Rücken schreiben: Ich habe zwei hübsche und reiche Töchter zu verheirathen. Wanderer, der du dieses liest, bemühe dich zu mir und sieh sie dir an!"

„Na also?" unterbrach die Baldrian den kleinen Commercienrath. „Wollen Sie nun oder wollen Sie nicht? Wollen Sie nicht, dann empfehle ich mich Ihnen und komme nicht wieder. Entscheiden Sie sich also gefälligst!"

„Mein Gott, was sind Sie für 'ne feurige Frau!" ächzte der kleine Commercienrath, dem die Baldrian mit ihrer überwiegenden Glut die seinige vollständig gedämpft zu haben schien. „Warten Sie doch nur noch ein wenig! Es wird sich ja Alles noch bereden lassen."

„Nein, zum Reden habe ich nicht mehr viel Zeit",

entgegnete die Baldrian ungeduldig; „ich muß handeln. Wollen Sie also oder wollen Sie nicht?"

Der Commercienrath holte tief Athem.

„Nun, meinetwegen denn!" sagte er. „Wenn ihn meine Tochter nach ihrem Geschmack findet, dann mag es drum sein. Aber nicht das Kind drängen, nicht das Kind zwingen, das mache ich mir aus!"

„Ah, wer wird denn zwingen!" sagte die Baldrian. „Als wenn sich die Kinder dazu zwingen ließen!"

Der Commercienrath sah die Agentin wieder mit seinen kleinen lüsternen Augen verstohlen an.

„Sprechen Sie also ernsthaft mit Louisen", fuhr die Baldrian fort, „ob mein Candidat kommen und anhalten darf, damit er uns nicht ungeduldig wird und vielleicht gar wieder abspringt."

„Schön!" sagte der Commercienrath, nach einem tiefen Seufzer einen Entschluß fassend. „Schön! Ich werde Louise aufsuchen und mit ihr sprechen. Auf Wiedersehen, Frau Commercienräthin!"

„Auf Wiedersehen, Herr Commercienrath!"

Nach diesen Worten, die ein gegenseitiges Abschiedscompliment begleitete, verließ der kleine geplagte Papa das Zimmer.

Kaum war er aber hinaus, als die neugierige Wanda wieder hereinkam.

Sie hatte natürlich im Garten aufgepaßt, und als sie die Baldrian allein sah, hatte sie nichts Eiligeres zu thun gehabt, als wieder zum Vorschein zu kommen, um doch womöglich noch ein ganz, ganz klein wenig von dem Geheimniß zu erhaschen.

„Nun, mein Püppchen", rief ihr die Baldrian entgegen, „das ist hübsch von Ihnen, daß Sie zurückkommen, um mir Gesellschaft zu leisten, bis der Papa wiederkommt."

„Wo ist denn der Papa?" fragte das junge Mädchen wie absichtslos.

Die Commercienräthin warf einen prüfenden Blick auf Wanda. „Soll ich Ihnen das Geheimniß mittheilen?" fragte sie dann mit verführerischer Stimme.

„Ach ja, bitte, bitte!" rief das junge Mädchen, mit einem Male aus der Rolle fallend und vor freudiger Neugier in die Hände klatschend.

„Wollen Sie mich dafür auch in meinem Plan unterstützen?" fragte die Baldrian weiter.

„Gewiß! Mit allen meinen Kräften!" sagte das junge Mädchen.

Die Baldrian trat ganz dicht an das junge Mädchen heran und flüsterte ihm mit einem sehr wichtigen Gesicht ins Ohr, das ihr Wanda mit einem Gesichtchen hinhielt, in dem sich eine ganze Welt von Neugier aussprach: „Louischen wird sich wahrscheinlich verloben!"

Kaum waren die Worte in Wanda's Ohr gedrungen, als sich auf ihrem Antlitz die größte Enttäuschung malte.

„Ach, weiter nichts?“ sagte sie in einem beinahe schmollenden Ton.

„Weiter nichts?“ wiederholte die Baldrian erstaunt.

„Nun ja, das weiß ich doch lange“, entgegnete das junge Mädchen. „Erstens habe ich es aus Papas und Mamas Gezischel längst herausgefühlt, worum es sich handelt, und zweitens hat Louise selbst mit mir darüber gesprochen.“

„Ja, dann ist es freilich kein Wunder!“ sagte die Commercienräthin.

„Nein, nicht das geringste!“ bestätigte das junge Mädchen.

„Und werden Sie mir dennoch beistehen, Ihre Schwester zum Jawort zu bewegen?“ fragte die Baldrian.

Wanda schüttelte mißmuthig den Kopf.

„Weshalb sollte ich mich denn von meiner Schwester trennen?“ sagte sie. „Dann langweile ich mich ja allein.“

„Aber was dachten Sie denn vorhin für ein Geheimniß zu erfahren?“ fragte die Commercienräthin weiter. „Hatten Sie sich denn eine Vorahnung in das Köpfchen gesetzt?“

„Nun natürlich!“ antwortete Wanda mit einem noch immer schmollenden und enttäuschten Gesicht.

„Und darf man wissen, was das für eine Vorahnung war?“ examinirte die Baldrian weiter.

„Nun, ich dachte, daß ich nun wohl auch an die Reihe kommen könnte“, sagte das junge Mädchen, den Kopf mit leichtem Trotz hintenüber werfend.

Der Blick der Commercienräthin erfüllte sich plötzlich mit einer strahlenden Liebenswürdigkeit.

„Möchten Sie sich denn so gern verheirathen, liebes Kind?“ fragte sie, das junge Mädchen zärtlich anblickend.

„Fürchterlich gern!“ rief Wanda mit fast fieberhafter Hast. „Weil ich dann nicht mehr Klavier zu spielen brauchte.“

Die Commercienräthin lächelte.

„Haben Sie nur noch ein ganz klein wenig Geduld!“ sagte sie, dem jungen Mädchen einen Kuß auf die Stirn drückend. „Wenn wir das Schwesterchen unter die Haube gebracht haben, kommen Sie gleich hinterdrein. Ich habe schon einen ganz reizenden jungen Menschen für Sie in Aussicht!“

„Ach, wirklich?“ rief Wanda. „Wie heißt er denn? Wie sieht er denn aus?“

„Pst, pst, mein Kind! Nur nicht so schnell! Das werden Sie Alles erfahren, wenn es Zeit ist, denn vorher wäre es jedenfalls von Uebel. Werden Sie mir nun

aber auch beistehen, auf Louise zu wirken?“ setzte sie dann bittend hinzu.

„Nun, das versteht sich!“ rief Wanda. „Nun liegt es ja in meinem eigenen Interesse, die Schwester schnell zur Entscheidung zu bringen. Jetzt können Sie auf mich zählen wie auf eine treue Bundesgenossin.“

Die Baldrian reichte dem jungen Mädchen die Hand, in die dasselbe kräftig einschlug.

In diesem Augenblick kam der Commercienrath, mit seiner ältesten Tochter Louise im eifrigen Gespräch begriffen, aus dem Garten.

Als der kleine runde Mann seine zweite Tochter bei der Baldrian sah, machte er ihr fürchterliche Zeichen mit den Augen, daß sie sich entfernen solle, was Wanda aber durchaus nicht beachtete.

„Ach, lassen Sie doch die unnütze Komödie!“ rief die Commercienräthin, die des Papas Gesichterschneiden sofort bemerkt hatte. „Die Kleine hat ja die Geschichte längst gemerkt, und es ist weit besser, wenn sie Alles erfährt, damit ihre Neugier nicht noch unsere Pläne störend durchkreuzt.“

„Nun, mir ist’s auch recht“, sagte der Commercienrath, der sich in einer unbehaglichen Stimmung zu befinden schien, während Wanda zu Louisen lief und leise mit ihr sprach.

Die ältere Schwester war ganz das Gegentheil der jüngern, und wer sie beide zusammen sah, würde sie kaum für Verwandte, geschweige denn für Geschwister gehalten haben.

Louise war gewiß um einen halben Kopf größer als Wanda, und über ihr regelmäßig schönes Gesicht war ein Ernst und eine Ruhe gebreitet, die beinahe befremdend erschienen für ein so junges Mädchen, die sie aber auch älter erscheinen ließen, als sie war.

„Nun", fragte die Baldrian leise den Commercienrath, während die beiden Mädchen noch zusammen plauderten, „haben Sie mit ihr gesprochen?"

Der Commercienrath nickte.

„Und will sie ihn haben, wie?" fragte die Baldrian weiter.

„Ja, das weiß ich nicht!" entgegnete der Papa, die Achseln zuckend und die Stirn in Falten ziehend.

„Wie, das wissen Sie nicht?" fragte die Commercienräthin erstaunt.

„Nein!" sagte der dicke Papa.

„Also sie hat ihn ausgeschlagen?" rief die Baldrian heftig.

„Nein, das auch nicht", entgegnete der Commercienrath.

„Aber lieber, bester Müller, Sie ziehen mich ja

heute an der Nase herum", sagte die Baldrian in beginnender Aufregung. „Was ist denn eigentlich geschehen? Wie haben Sie ihr denn die Sache vorgestellt? Wie hat sie sich denn geäußert?"

Der Commercienrath machte ein unglückliches Gesicht und blickte die Baldrian beinahe bittend an.

„Nehmen Sie es mir nicht übel, verehrte Frau", sagte er mit etwas kleinmüthiger Stimme, „ich habe ihr gar nichts gesagt, ich konnte es nicht über die Lippen bringen! Versetzen Sie sich in die Lage eines Vaters! Sie machen das unbedingt besser, sprechen Sie daher mit ihr, verehrte Commercienräthin!"

Die Baldrian machte eine Bewegung, als wenn sie aus der Haut fahren wollte.

„Nein, über diese Väter!" rief sie aus. „Welche Erschwerung des Geschäfts, wenn die Mütter unwohl sind!"

Und dann steuerte sie wie ein Kriegsschiff, das die Enterung versuchen will, auf Louise zu, zog deren Arm in den ihrigen und ging dann sofort zur Sache über.

„Nun, mein Kind", begann sie, „ich bin heute hierher gekommen, um mir Ihren Bescheid zu holen. Sie wissen, daß mein Schutzbefohlener Sie liebt und Ihre Hand begehrt. Ihr Herr Vater hat nichts gegen den jungen Mann einzuwenden und mich beauftragt, mit Ihnen

darüber zu sprechen. Antworten Sie mir also: Sind Sie geneigt, ihm das Jawort zu geben?"

Louise gerieth in eine ziemlich bedeutende Verlegenheit, die der Commercienrath in kaum geringerem Grade mit ihr theilte.

„Mein Gott", sagte das junge Mädchen endlich, „weshalb denn aber so eilen? Ich bin ja durchaus nicht pressirt!"

Ueber das fettglänzende Gesicht des kleinen Commercienraths flog eine lebhafte Freude.

„Bravo!" murmelte er, sich vergnügt die Hände reibend.

Die Baldrian sah sich erstaunt und mißbilligend nach ihm um. „Was haben Sie da gesagt?" fragte sie in strengem Tone.

Der Commercienrath machte ein unschuldiges Gesicht.

„Ich? Ich habe gar nichts gesagt", antwortete er so ehrlich, wie es ihm irgend möglich war.

„Sie haben Bravo gesagt!" rief die Baldrian in dem Tone eines Untersuchungsrichters.

„I Gott bewahre!" vertheidigte sich der Commercienrath.

„Ja, Papa, Du hast wirklich Bravo gesagt", mischte sich nun auch Wanda in die Unterhaltung.

Der Papa sah sich erstaunt nach seinem jüngsten

Kinde um. „Was geht denn das Dich an, Du Naseweis?" sagte er in Form eines Verweises, der sich aber an seiner eigenen Verlegenheit bedeutend abschwächte.

„Nun, mein Gott, das Kind interessirt sich für das Glück seiner Schwester", entschuldigte die Baldrian ihre Bundesgenossin. „Man muß doch auch ein wenig an Andere denken."

„Nun, siehst Du, Papa?" sagte Wanda im Gefühl der ihr gewordenen Genugthuung.

Der Commercienrath warf seiner Tochter noch einen verweisenden Blick zu, der aber unterwegs vollständig das Bischen Kraft einbüßte, das er besessen.

Die Baldrian wandte sich nach diesem kleinen Intermezzo wieder zu Louisen.

„Also noch einmal zur Sache, Kind!" begann sie von neuem. „Wenn Ihre mädchenhafte Schüchternheit und Zurückhaltung Ihnen auch nicht erlaubt einzugestehen, daß Sie pressirt sind, so können Sie es auf der andern Seite doch auch meinem Schutzbefohlenen nicht verdenken, wenn er vor Begierde brennt, die Angebetete seiner Seele endlich sein eigen zu nennen. Ich kann seine feurige Ungeduld nicht länger beschwichtigen, und da Sie ihn doch lieben —"

Louise machte eine Bewegung, als wenn sie von einem fremdartigen Gefühl berührt worden wäre.

Die Commercienräthin unterbrach sich und blickte das Mädchen fest an.

„Oder da er Ihnen doch nicht mißfällt", fuhr sie fort, „denn er mißfällt Ihnen doch nicht, wie?"

„Nein", antwortete Louise, indem sich ihre Wangen mit einer leichten Röthe überzogen, „daß er mir mißfalle, kann ich allerdings nicht sagen."

„Nun, siehst Du wohl?" unterstützte Wanda.

„Dann sehe ich auch keinen Grund, seine Hand auszuschlagen", fuhr die Commercienräthin fort.

Louise schlug die Augen zu Boden und antwortete nicht.

„Es müßte denn sein, daß ein Anderer Ihnen besser gefiele", sprach die Baldrian weiter, einen forschenden Blick auf das junge Mädchen werfend.

„Ach Unsinn!" fiel Wanda wieder ein. „Wer sollte ihr denn besser gefallen? Wir leben ja hier wie die Einsiedler und sehen keinen Menschen. Es müßte denn Herr Narrer sein", fuhr sie lächelnd fort, „den Papa neulich bei Frohbergs kennen gelernt hat und der seitdem einigemal bei uns gewesen ist."

Louise lächelte.

„Das eine Mal steckte er sich vor Verlegenheit einen Mohnkopf anstatt einer Weinbeere in den Mund",

fuhr Wanda fort, „sodaß er beinahe erstickt wäre, und das letzte Mal, wo er hier war, fing er sich in dem Eisen, das wir in unserm Garten für die Maulwürfe aufgestellt haben.“

„Nun also, der ist es nicht“, unterbrach sie die Commercienräthin ungeduldig.

„Oder der Geheimrath Staberow“, fuhr Wanda fort, „der sich aber kürzlich verheirathet hat.“

„Alte Geschichten, alte Geschichten!“ sagte die Baldrian, immer unruhiger werdend.

„Ja, dann bleibt nur noch der Legationsrath Frohberg“, schloß Wanda ihre Aufzählung.

Louise machte wieder eine Bewegung, die aber verschieden von der vorherigen war.

„Der ist aber zu alt für Dich“, fuhr Wanda fort. Fünfunddreißig und achtzehn passen nicht zusammen. Außerdem hat er Dich über das Taufbecken gehalten. Einen Mann, der uns in den Windeln gesehen hat, liebt man aber nicht und er liebt uns auch nicht wieder. Das müßte sich übrigens auch schon herausgestellt haben bei Eurer langen Bekanntschaft. Mit dem ist es also auch nichts, und da ich nun Niemand weiter weiß, für den Dein Herz eine Neigung empfinden könnte, und da er also derjenige Mann ist, der Dir entschieden am besten gefällt, so sehe ich in der That nicht ein, weshalb Du

ihn nicht nehmen solltest. Wer weiß, ob Du noch eine bessere Partie machst!"

Louise schwieg eine Weile.

„Gut denn", entgegnete sie dann, „ich werde es mir noch einmal überlegen und in einigen Tagen vielleicht —"

Wanda klopfte vor Ungeduld mit ihrem kleinen Füßchen auf den Boden.

„Ach, weshalb denn nicht lieber in einigen Jahren!" rief sie, den Kopf wieder hintenüber werfend, wie sie es gewöhnlich that, wenn ihr etwas nicht recht war.

„Aber weshalb interessirst Du Dich denn eigentlich so lebhaft dafür?" fragte Louise, ihre Schwester verwundert anblickend.

„Weshalb ich mich so lebhaft dafür interessire?" fuhr Wanda in ihrer natürlichen Lebhaftigkeit heraus. „Nun, ich dächte, das wäre doch wohl sehr leicht zu begreifen."

Hier stockte sie aber plötzlich, gerieth ein klein wenig in Verlegenheit und fuhr dann sich verbessernd fort:

„Ich werde mich doch wohl für die Zukunft und das Glück meiner einzigen Schwester interessiren dürfen! Ich dächte, es wäre unnatürlich, wenn ich es nicht thäte."

Louise reichte ihr mit einem freundlichen Blick die Hand.

„Außerdem wage ich zu behaupten", fuhr Wanda fort, „daß Dein intimer Freund, der Legationsrath, ganz derselben Ansicht sein würde wie ich, denn er ist ein sehr ruhiger und vernünftiger Mann und würde Dir gewiß zu einer Partie rathen, wie sie selten einem jungen Mädchen geboten werden dürfte."

„Ich werde mit ihm sprechen", sagte Louise. „Bis dahin will ich jedoch meine Entscheidung noch zurückhalten."

„Na, da wirst Du nicht lange zu warten brauchen, mein Kind", fiel der Commercienrath ein. „Ich habe den Legationsrath zu heute Mittag eingeladen, weil mir ebenfalls die Idee gekommen war, mit ihm über die Angelegenheit zu sprechen."

„Gut!" sagte Louise, sich zur Baldrian wendend. „Ich werde mir also die Sache mit Herrn von Frohberg überlegen und Ihnen dann heute Abend bestimmt eine endgültige Antwort geben."

Und damit machte sie der Commercienräthin eine graziöse Verbeugung und schritt aus dem Zimmer.

Wanda trat dicht an die Baldrian heran und zischelte ihr noch etwas in die Ohren.

„Verlassen Sie sich auf mich", sagte sie; „ich bin immer auf dem Posten."

Und dann lief sie ihrer Schwester nach, daß ihr die Löckchen nur immer so um den Kopf flogen.

„Na", sagte der kleine Commercienrath, „nun mag's kommen, wie es will. Was Frohberg sagt, das sage ich auch, und nun will ich in den Garten gehen und mir eine Cigarre anstecken."

„Nein, das werden Sie nicht thun, Commercienräthchen!" sagte die Baldrian.

„Ah!" machte der kleine Papa verwundert. „Und weshalb denn nicht, wenn ich fragen darf, meine hochverehrte Collegin?"

„Weil ich mit Ihnen zu sprechen habe", antwortete die Commercienräthin.

„Schon wieder?" fragte der kleine Müller ängstlich und erstaunt zu gleicher Zeit.

„Nun natürlich!" sagte die Baldrian, als wenn sich das ganz von sich selbst verstände.

„Warten Sie wenigstens noch zehn Minuten", gab der Commercienrath nach, „bis ich ein paar Züge geraucht habe. Es geht nicht anders, verehrte Frau, es geht gewiß und wahrhaftig nicht anders."

„Nun, wenn es gewiß und wahrhaftig nicht anders geht", sagte die Commercienräthin, „dann lassen Sie uns wenigstens zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen, das heißt, wir wollen zusammen in den Garten gehen, Sie

rauchen Ihre Cigarre und ich halte Ihnen unterdeß meinen Vortrag. Sind Sie damit zufrieden, Commercienräthchen?“

Der kleine Papa nickte und dann rollte er sich wie eine Kugel aus dem Zimmer, während die Baldrian neben ihm herschritt wie ein Kriegsschiff mit vollen Segeln.

II.

Ein Rechnungsfehler.

„Es ist noch nicht genug, Dörte!"
Benedix' „Dienstboten".

Im Garten war es hübsch kühl und schattig, und als der kleine Commercienrath seine Cigarre angezündet hatte, begab er sich mit seiner Begleiterin in den langen Gang, der auf der einen Seite von der Mauer und auf der andern Seite von einem Spalier begrenzt ward und dessen Wände und Dach aus einer dicken grünen Tapete von Weinblättern bestanden, zwischen denen die klaren durchsichtigen Trauben schwer herabhingen.

„Nun schießen Sie in Gottes Namen los!" begann der Commercienrath die Unterhaltung. „Vom Heirathen wird es doch hoffentlich nichts mehr sein."

„Nun, natürlich wird es vom Heirathen sein", entgegnete die Baldrian in etwas verwundertem Ton. „Wovon sollte es denn sonst sein? Haben Sie mich schon jemals von etwas Anderem sprechen hören?"

Der Commercienrath seufzte und steckte vor Unmuth die Cigarre verkehrt in den Mund.

„Pfui Donnerwetter!" sagte er, eine fürchterliche Grimasse schneidend.

Die Baldrian wandte sich erstaunt nach ihm um.

„Was ist Ihnen denn?" fragte sie, sich in Positur setzend und nicht wenig verletzt. „Ist Ihnen meine Unterhaltung so unangenehm, daß Sie Ihren Unwillen auf eine Weise auszudrücken sich erlauben, die nicht innerhalb der Grenzen eines anständigen Zwiegesprächs liegt?"

„Unsinn!" murmelte der Commercienrath, der den ganzen Mund voll Asche hatte, die er sich hinauszuschaffen bemühte. „Lassen Sie mich doch jetzt! Pfui Donnerwetter noch 'mal!"

„Herr Commercienrath, ich muß aber wirklich bitten, sich zu menagiren", fuhr die Baldrian auf, die gar nicht mehr wußte, was sie von ihrem Begleiter denken sollte. „Wenn Sie meinen Rath und meinen Beistand nicht mehr wünschen, so könnten Sie es mir doch wohl auf eine feinere und Ihrer würdigere Weise andeuten als durch gemeines Fluchen und Schimpfen."

Der Commercienrath schnitt bei den Versuchen, die Asche aus dem Munde zu bekommen, ganz fürchterliche Gesichter und holte endlich das Taschentuch heraus, das

er sich vor den Mund hielt, um seine Zunge daran zu reinigen.

„Sie erlauben sich noch mich auszulachen?“ fragte die Baldrian entrüstet.

„Unsinn!“ murmelte der Commercienrath hinter seinem Taschentuch hervor, indem er jetzt den rechten Zeigefinger in den Mund steckte und etwas zu befühlen schien.

„Ich empfehle mich Ihnen!“ rief die Baldrian, indem sie sich entrüstet zum Gehen anschickte. „An solche Behandlung bin ich nicht gewohnt, am wenigsten aber gefällt sie mir von einem Mann, den ich nur mit Wohlthaten bedacht habe. Leben Sie wohl! Sie weisen meinen Beistand zurück, und es ist niemals meine Sache gewesen, mich aufzudrängen.“

Der Commercienrath trippelte jetzt ängstlich hin und her und schien etwas entdeckt zu haben, das ihn beunruhigte.

„Unsinn, sage ich Ihnen!“ murmelte er wiederum, merkwürdige Manöver mit seinem Munde veranstaltend. „Darum handelt es sich ja gar nicht, was Sie meinen!“

„Und um was handelt es sich denn, wenn ich fragen darf?“ sagte die Baldrian, noch einmal Kehrt machend.

„Ich habe ja eine Blase“, murmelte der Commercienrath, noch immer ängstlich hin und her trippelnd.

„Das können Sie mir doch am Ende nicht übel nehmen.“

Die Baldrian wurde blaß vor Zorn.

„Herr Commercienrath!“ rief sie, unfähig, ein Glied zu bewegen.

„Bitte, kommen Sie einmal her und sehen Sie nach, ob sie groß ist“, sagte der dicke Papa, seine Zunge weit aus dem Munde streckend.

„Pfui!“ rief die Baldrian, indem jetzt eine glühende Röthe ihre Züge übergoß.

„Mein Gott, wer wird sich denn so haben!“ sagte der Commercienrath. „Kommen Sie doch her und thun Sie mir den kleinen Gefallen! Sie könnten sie mir gleich mit einer Nadel aufstechen.“

Und dann streckte er wieder seine Zunge heraus.

Die Baldrian wußte gar nicht mehr, was sie dazu sagen sollte.

„Na, kommen Sie doch!“ begann der Commercienrath wieder zu bitten. „Es muß eine ziemlich große Blase sein. Als ich mir die brennende Cigarre verkehrt in den Mund steckte, zischte es ordentlich, und wenn nicht so viel Asche daran gewesen wäre, hätte ich mir ganz bedeutenden Schaden thun können.“

Auf dem Gesicht der Baldrian wich jetzt ziemlich schnell der Zorn und die Entrüstung und ein Ge-

misch von Heiterkeit und Verlegenheit trat an deren Stelle.

„Na, dann kommen Sie doch her, kleine Unart!“ sagte sie, zum Commercienrath herantretend, seine Zunge untersuchend und ihm dann die Blase mit einer Nadel aufstechend. „Weshalb haben Sie sich denn nicht gleich deutlicher ausgedrückt?“

„Weshalb haben Sie es denn nicht gleich deutlicher verstanden?“ brummte der Commercienrath, mit der Lippe vorsichtig über die Zunge fahrend. „Nun kann ich aber nicht weiter rauchen“, fuhr er dann fort, seine Cigarre in das Gebüsch werfend. „Nun muß es heute schon ohne gehen. Schießen Sie also los, theuerste Frau, und fangen Sie Ihr altes Thema wieder von vorn an. Da wir mit meiner Tochter vorläufig fertig sind, von was für einer Heirath wollen Sie mir denn erzählen, von der Ihrigen vielleicht?“

„Ach, gehen Sie doch“, sagte die Baldrian abweisend, aber etwas kokett abweisend. „Von der Heirat Ihrer Tochter will ich Ihnen erzählen.“

„Machen Sie doch keine Witze, verehrte Freundin“, entgegnete der Commercienrath. „Ueber meine Tochter haben wir ja bereits eine ganze Stunde gesprochen und weiter können wir ja doch vorläufig nicht in der Angelegenheit kommen.“

„Sie verstehen wieder nicht", sagte die Baldrian ungeduldig, indem wieder beide auf und nieder zu gehen begannen. „Ich spreche ja jetzt von Ihrer andern Tochter, von der kleinen Wanda!"

Der Commercienrath machte ein Gesicht, als wenn er sich noch einmal die Zunge verbrannt hätte.

„Wanda auch?" rief er mit dem Ausdruck des höchsten Erstaunens.

„Nun, das versteht sich ganz von selbst", entgegnete die Baldrian. „Ich sehe ja nicht den geringsten Grund ein, weshalb Wanda nicht ebenso gut heirathen sollte wie ihre Schwester. Ich habe schon einen jungen Mann für das Kind!" setzte sie mit lächelndem Selbstbewußtsein hinzu.

„Es ist die Möglichkeit!" rief der kleine Commercienrath, die Hände über seinem Bäuchlein zusammenschlagend.

„Sehr netter Mensch!" fuhr sie mit freundlichem Kopfnicken fort.

„So?" machte der Commercienrath, noch ganz starr vor Erstaunen.

„Aber ehe ich die Sache ordentlich einfädle, müssen wir erst noch ein wenig mit einander rechnen", sprach die Baldrian weiter. „Sie geben jeder Ihrer beiden Töchter hunderttausend Thaler, nicht wahr?"

„Bitte um Entschuldigung, achtzigtausend", verbesserte sogleich der Commercienrath. „Ich habe es neulich deutlich genug gesagt."

„Hm, hm!" machte die Baldrian, wie über sich selbst unwillig mit dem Kopfe schüttelnd. „Und ich habe Herrn von Collin hunderttausend versprochen. Ich habe meinen Kopf immer so voll Zahlen, daß eine Verwechselung vorfallen muß. Sind Sie aber auch Ihrer Sache ganz gewiß, daß Sie achtzigtausend gesagt haben?" setzte sie mit einem forschenden Blick auf den Commercienrath hinzu.

„Na, ich werde doch wohl wissen, was ich gesagt habe!" brummte dieser. „Und ich sollte auch denken, daß das ganz anständig wäre."

Die Baldrian dachte einen Augenblick nach.

„Legen Sie doch die zwanzigtausend zu!" wandte sie sich dann wieder an den Commercienrath.

„Nein", entgegnete dieser, „was ich gesagt habe, habe ich gesagt."

Die Baldrian dachte wieder einen Augenblick nach.

„Dann muß ich ihm die zwanzigtausend abhandeln", murmelte sie etwas niedergeschlagen. „Ich komme bald mit ihm zusammen und werde versuchen, ihn zur Vernunft zu bringen."

„Ja, ja, thun Sie das nur, verehrte Frau", sagte

der Commercienrath. „Nur keine zu großen Illusionen gemacht, das ist die Hauptsache.“

„Sie werden ihn ebenfalls sehen, Commercienräthchen“, wandte sich die Baldrian an ihren Begleiter. „Er kommt hierher.“

Der kleine Müller machte ein erstauntes Gesicht.

„Ich werde ihn auch sehen?“ sagte er. „Aber das ist ja gegen alle Verabredung. Wie können Sie mir denn einen Menschen ins Haus bringen, den ich noch gar nicht kenne, von dem Sie mir heute zum ersten Male erzählen? Der junge Mensch muß sich ja einbilden, daß ich meine Töchter nächstens verauctioniren werde!“

Die Baldrian winkte lächelnd mit der Hand.

„Mein Gott, nur nicht gleich so hitzig“, sagte sie. „Das Besehen kostet doch kein Geld und verpflichtet auch Niemand. Das soll ja keine öffentliche Vorstellung sein. Wie können Sie nur so etwas von mir denken! Ich habe die Sache so arrangirt, daß sie durchaus nichts Auffälliges haben kann. Herr von Collin befindet sich nämlich in Amtsgeschäften hier im Ort und ich habe ihn gebeten, mich von hier abzuholen und nach Berlin zurückzubegleiten. Nun, darin kann doch wohl kein Mensch etwas finden, wie?“

Der Commercienrath blickte die Baldrian mit Bewunderung an.

„Und das thun Sie Alles gratis", rief er aus; „blos aus Liebe zur Kunst! Es ist wirklich die Menschenmöglichkeit, was für Verdienste Sie sich um die Menschheit erwerben!"

Sie waren jetzt gerade am Ende des langen weinüberhangenen Ganges angekommen und hatten eben Kehrt gemacht, als sie einen Diener auf sich zuschreiten sahen.

„Was gibt's, Friedrich?" rief ihm der Commercienrath entgegen.

„Es ist ein Herr da, der die Frau Commercienräthin Baldrian zu sprechen wünscht", sagte der Diener.

„Aha", zischelte die Betreffende ihrem Begleiter ins Ohr, „das ist mein Candidat."

„Alle Wetter!" sagte erschrocken der Commercienrath.

„Lassen Sie ihn bitten einzutreten!" flüsterte die Baldrian.

„Führe den Herrn in den Garten, Friedrich!" sagte der Commercienrath.

Der Diener entfernte sich wieder.

„Ich mache mich aber aus dem Staube, verehrte Frau", sprach der Commercienrath, als der Diener verschwunden war. „Mich geht die Geschichte nichts an. Zum Teufel noch einmal, mir werden ja meine Töchter förmlich mit Gewalt aus dem Hause gerissen, und dann

soll ich ihnen noch mehr geben, als ich mir vorgenommen habe!"

„Zu Ihnen kommt ja aber kein Mensch", entgegnete die Baldrian, „und in Gesellschaft führen Sie Ihre Töchter auch sehr wenig, wie sollen die jungen Herren also auf die Mädchen aufmerksam werden? Wollen Sie vielleicht, daß sie verblühen und zu alten Jungfern heranreifen? Die Mädchen sind einmal für Liebe und Ehe bestimmt, also gönnen Sie ihnen doch das Glück so zeitig und so lange wie möglich."

„Na meinetwegen!" sagte der Commercienrath. „Aber irren Sie sich nicht wieder in der Zahl!"

„I bewahre!" entgegnete die Baldrian. „Also hunderttausend, nicht wahr?"

„Achtzigtausend!" rief der kleine Müller entrüstet.

„Dann werde ich vorläufig den kleinen Irrthum berichtigen", sagte die Baldrian.

„Den kleinen Irrthum!" schrie der Commercienrath noch entrüsteter. „Na, hören Sie 'mal, daran sieht man, daß Sie es nicht zu bezahlen brauchen!"

In diesem Augenblick erschien am Ende des langen Ganges ein junger Mann.

„Donnerwetter, da ist er schon!" rief der Commercienrath, einen schnellen Blick um sich werfend, ob er sich nicht in der Nähe eines Durchgangs befände. Da dies

jedoch nicht der Fall war, so faßte er einen kurzen Entschluß und rannte wie eine Bombe mit dem Kopfe voran gegen die ziemlich dichte Weinwand.

Mit dem Oberkörper kam er auch ganz glücklich durch, als er aber die Füße nachziehen wollte, verwickelte er sich mit diesen in den Stämmen und Ranken des Weins und schlug mit dem Oberkörper heftig auf die andere Seite der grünen Wand nieder, während die Stiefel und der unterste Theil der Beinkleider noch im Gange sichtbar blieben.

Die Baldrian, als entschlossene Frau, die für alle Fälle Rath wußte, ergriff schnell die Füße ihres Geschäftsfreundes und warf dieselben dem vorangegangenen Oberkörper durch die Weinwand nach.

„Danke verbindlichst!“ ächzte eine leise Stimme auf der andern Seite.

„Bitte! Sehr gern geschehen!“ entgegnete die Commercienräthin.

Und dann ging sie mit der liebenswürdigsten Tournüre, als wenn gar nichts vorgefallen wäre, ihrem Candidaten entgegen, der von der ganzen Scene nichts gemerkt zu haben schien, sondern sich aufmerksam und neugierig im Garten umschaute, als wenn er jeden einzelnen Baum gerichtlich taxiren wollte.

„Ah, da sind Sie ja, Herr von Collin“, sagte die

Baldrian, als sie ihrem Clienten bis auf wenige Schritte nahe gekommen war.

Der Regierungsreferendar grüßte auf eine höflich-ernste Art, als wenn er zu einem Eigenthümer gekommen sei, dem er sein Grundstück abkaufen wolle.

„Pünktlichkeit ist die erste Hauptbedingung bei allen Geschäften", sagte der junge Mann. „Werde ich die junge Dame bald zu sehen bekommen?" setzte er dann sogleich hinzu.

Die Commercienräthin nickte.

„Ja, Sie werden sie sehen", antwortete sie zögernd und ein klein wenig befangen, „aber vorher habe ich Ihnen noch ein kleines Geständniß zu machen."

„Oho!" sagte Herr von Collin stutzend. „Sie ist doch nicht etwa schon verheirathet?"

Die Baldrian schüttelte mit dem Kopfe.

„Oder gar Wittwe?" fragte der Referendar weiter.

Die Baldrian schüttelte wieder.

Herr von Collin machte ein etwas betretenes Gesicht.

„Schielt sie vielleicht?" sagte er mit leiser Stimme.

Die Baldrian schüttelte.

„Oder ein bischen verwachsen?"

Die Baldrian schüttelte.

„Oder rothe Haare?"

„Nichts von dem Allem, mein lieber Freund", nahm

die Commercienräthin das Wort. „Das junge Mädchen besitzt alle körperlichen und geistigen Vorzüge, die einen Mann beglücken können, aber es handelt sich um das Vermögen, um das Kapital, das ihr der Vater mitgeben will.“

„Ah!“ machte der Referendarius. „Sollte es bedeutender sein, als Sie mir gesagt haben? Das würde mich nicht abhalten, auf die Partie einzugehen.“

Die Baldrian mußte unwillkürlich lächeln.

„O nein, im Gegentheil“, sagte sie dann; „ich sagte Ihnen von hunderttausend Thalern, aber es sind nur achtzigtausend.“

„O!“ machte der Referendarius.

„Ja, das thut mir leid“, fuhr die Baldrian fort; „ich muß die Zahl verhört haben, aber die zwanzigtausend Thaler Differenz können doch bei Ihnen durchaus nicht so schwer in die Wagschale fallen. Sie kommen in eine höchst liebenswürdige und achtungswerthe Familie, das junge Mädchen ist so reizend, so talentvoll, so verführerisch —“

Der Regierungsreferendarius von Collin ließ seine Protectorin nicht aussprechen, sondern lüftete kalt den Hut, küßte ihr mit feinem Anstand die Hand und wandte sich dann, um zu gehen.

Die Baldrian sah ihn erstaunt an.

„Wohin wollen Sie denn, wenn ich fragen darf?" sagte sie.

„Nun, mein Gott, ich will wieder gehen", entgegnete Herr von Collin mit leichtem Achselzucken.

„Sie wollen wieder gehen?" wiederholte die Commercienräthin.

„Nun natürlich", antwortete der Referendar. „Glauben Sie übrigens nicht", fuhr er dann fort, „daß ich Ihnen deshalb zürne. Sie haben falsch gehört, das kann ja vorkommen. Sie sprachen mir von einem jungen Mädchen mit hunderttausend Thalern und ich habe Ihnen meine Bereitwilligkeit gezeigt, indem ich mich sogleich zum Rendezvous einfand. Jetzt hat aber das Kind nur achtzigtausend Thaler, das ist unter meinem Etat, den ich mir fixirt habe, was ist also wohl natürlicher, als daß ich mich wieder entferne?"

Die Baldrian sah ihren Clienten groß an.

„Sollte das Ihr Ernst sein?" sagte sie. „Das Vermögen ist allerdings um zwanzigtausend Thaler geringer geworden, aber das junge Mädchen ist doch dasselbe geblieben und in ihm müssen Sie doch die Hauptgarantie Ihres künftigen Glücks suchen."

„Ja, dann ist es ja aber eine Heirath aus Neigung, die Sie mir da vorschlagen", entgegnete Herr von Collin. „Ich dachte, in dem Artikel machten Sie nicht!"

„Und weshalb denn nicht?“ fragte die Baldrian etwas beleidigt.

„O, das hätten Sie mir aber früher sagen sollen“, antwortete in dem Tone eines leichten Vorwurfs der junge Mann. „Sie kennen also nicht meine Theorie über diesen Gegenstand?“

„Welche Theorie?“ fragte die Commercienräthin.

„Ich begreife vollständig“, entgegnete Herr von Collin, „daß ein junger Mann unter dem Einfluß einer unbesiegbaren Leidenschaft Geld, Ehrgeiz, Alles hintansetzen und ein armes Mädchen heirathen kann, in das er so wahnsinnig verliebt ist, wie gesagt, daß dies geschehen könne, begreife ich vollkommen, aber was ich nicht begreife, ist, wie überhaupt eine Liebe zu einem armen Mädchen entstehen kann.“

„Ist man denn immer Herr seiner Gefühle?“ fragte die Commercienräthin. „Kann man seinem Herzen Vorschriften machen?“

„Das versteht sich!“ rief der junge Mann mit der vollkommensten Ueberzeugung. „Es kommt nur darauf an, es fest und unabänderlich zu wollen.“

„Dann gestehen Sie lieber gleich ein, daß Sie kein Herz haben“, sagte die Commercienräthin.

„O bitte“, entgegnete schnell der Referendar. „Ich

habe sogar sehr viel Herz, aber ich habe noch mehr Vernunft."

Die Baldrian schien diese Unterhaltung anzugreifen und aufzuregen, denn ihre Wangen rötheten sich und sie wandte sich mit einer nervösen Ungeduld an den Referendarius.

„Sie sind ein unausstehlicher Mensch!" rief sie aus, und dann fuhr sie, Ton und Miene eines Examinators annehmend, fort: „Hören Sie mich einmal an! Gesetzt den Fall, Sie sähen auf einem Ball ein junges Mädchen, das Sie auf den ersten Blick bezauberte. Können Sie sich das denken?"

„O gewiß!" sagte der Referendar.

„Gut!" fuhr die Baldrian fort. „Was würden Sie also in dem vorliegenden Falle thun?"

„Mein Gott, was ich schon öfters in ähnlichen Fällen gethan habe", entgegnete Herr von Collin. „Ich würde mich zuerst nach der Stellung erkundigen, die sie in der Welt einnimmt, nach ihrem jetzigen und nach ihrem zukünftigen Vermögen, und wenn die Zahl nicht mit meinem Etat stimmte, würde ich sie mit eben der Hast fliehen, mit der ich mich ihr im entgegengesetzten Fall genähert hätte. Zu vergessen suchen und vergessen, das ist das ganze Geheimniß!"

„Sie sind ja gar kein Mann!" sagte die Baldrian.

„O bitte", entgegnete der Referendar lächelnd. „Aber Sie müssen auch nicht etwa denken", fuhr er gleich darauf mit einer gewissen Lebendigkeit fort, „daß ich ein Mädchen, das mir nicht gefiele, blos um des Geldes willen zu meiner Frau machen würde. Nein, das thäte ich auf keinen Fall. Zu diesem Entschluß habe ich meine Ansichten schon seit lange veredelt."

„Na, Gott sei Dank!" sagte die Commercienräthin. „Ich glaubte schon, daß ich an Ihnen verzweifeln müßte."

Der Referendarius lächelte.

„Da mich aber ein hübsches und reiches Mädchen jedenfalls glücklicher machen wird als ein hübsches, nicht reiches Mädchen", setzte er hinzu, „so suche ich nur die erstere Gattung auf und fliehe die letztere mit voller Dampfkraft. Ich habe also nochmals die Ehre, mich Ihnen ganz gehorsamst zu empfehlen, Frau Commercienräthin!"

Die Baldrian biß sich unmuthig auf die Lippen.

„Sie wollen also Fräulein Müller wirklich gar nicht sehen?" fragte sie.

„Ich muß ganz unterthänigst dafür danken", entgegnete der Referendar, graziös den Hut lüftend. „Wenn sie wirklich so reizend wäre, wie Sie sie mir geschildert haben, würde ich mir vielleicht ein schmerzliches Bedauern

bereiten, was ich nicht gern möchte. Ich habe Ihnen schon einmal gesagt, daß ich sehr viel Herz besitze, aber ich darf seine Stimme nicht hören, sonst könnte es ein Unglück geben. Auf Wiedersehen also, Frau Commercienräthin! Ein andermal werden Sie vielleicht glücklicher mit mir sein!"

Und damit wandte er sich zum Gehen und schritt durch die nächste Oeffnung des Weingangs in den Garten, wohin die Baldrian ihm folgte, um das Schlachtfeld zu verlassen, auf dem ihr heute keine Lorbeeren blühen zu wollen schienen.

Als sie so gegen ihre sonstige Gewohnheit schweigend und mit niedergeschlagenen Augen durch die saubern Gänge schritt, hörte sie plötzlich vor sich ein leises: „Pst!" Die Commercienräthin blickte auf und sah zwei Schritte von sich entfernt den Regierungsreferendar von Collin, der sie mit eifrigen Geberden zu sich heranwinkte.

„Was ist Ihnen denn?" fragte die Baldrian, zu ihm tretend.

„Still doch!" flüsterte dieser. „Nicht so laut! Sagen Sie mir: Wer ist das da?"

Und damit zeigte er nach einer kleinen Terrasse, auf welcher ein junges Mädchen mit einer grünen Gießkanne von einer Blume zur andern ging, um ihren Lieblingen Kühlung und Erquickung zu spenden.

„Die junge Dame?" fragte die Commercienräthin leise.

Der Referendarius nickte.

„Das ist Fräulein Wanda Müller", flüsterte die Baldrian.

„Das heißt dasjenige Fräulein Müller, das Sie für mich bestimmt hatten?" fragte Herr von Collin zurück.

„Nun natürlich!"

Herr von Collin starrte unverwandt auf das reizende Mädchenbild, das fortfuhr, seine Blumen zu begießen, während die Baldrian ihren Candidaten mit verstohlenen, leise triumphirenden Blicken betrachtete.

Da verschwand Wanda hinter einer dichten Hecke, die sie vollständig verbarg.

Herr von Collin stieß einen tiefen Seufzer aus.

„Lassen Sie doch", sagte die Commercienräthin mit leicht durchschimmernder Ironie, „das ist ja nichts für Sie! Solch Mädchen mit achtzigtausend Thaler kann ja durchaus kein Interesse für Sie haben."

Der Referendarius seufzte noch einmal.

Dann aber schien er nach einem kurzen, aber heftigen innern Kampf seine aufsteigende Schwäche vollständig besiegt zu haben, denn er lächelte wieder wie vorhin und sagte mit einer affectirten Nonchalance:

„Schade! Die werde ich mit noch größerer Sorgfalt fliehen als alle bisherigen, und das sogleich!“

Und damit grüßte er die Baldrian noch einmal und verschwand dann bald hinter einer Gruppe von blühendem Gesträuch.

Die Commercienräthin ließ, von neuem enttäuscht, wieder den Kopf hängen und schritt den Gang weiter hinab, um sich in das Haus zu begeben.

Als sie um die nächste Ecke bog, sah sie Herrn von Collin stehen, der wieder nach jener Hecke blickte, hinter welcher vorhin das junge Mädchen verschwunden war.

„Ei, ich dachte, Sie wären längst fort“, rief die Baldrian. „Was machen Sie denn noch hier? Interessiren Sie sich vielleicht für diesen Oleanderstrauch?“

Der Referendarius schrak leicht zusammen, dann blickte er die Commercienräthin forschend an.

„Ich habe wirklich eine ähnliche Erscheinung noch nicht gesehen“, sagte er.

In den Augen der Baldrian flammte es wieder auf wie Siegesfreude.

„Glauben Sie wirklich, daß der alte Müller die zwanzigtausend nicht noch zulegt?“ fragte er dann nach einer kleinen Pause.

„Auf keinen Fall thut er das“, antwortete die Baldrian; „eher zieht er noch etwas mehr ab.“

Der Referendarius gab sich einen innerlichen Ruck.

„Sprechen wir also nicht mehr davon!" sagte er kalt. „Ich empfehle mich Ihnen, Frau Commercienräthin!"

Und damit schritt er den Gang weiter hinab, um an dem Hause vorbeizugehen und die Straße zu gewinnen.

Fast in demselben Moment erschien von der andern Seite sehr vorsichtig wie eine Schleichpatrouille und ein wenig hinkend der kleine Commercienrath Müller.

Sowie die Baldrian seiner ansichtig wurde, erinnerte sie sich sofort der Pflichten des Decorums, das sie zu beobachten hatte, und rief sogleich mit lauter Stimme:

„Aber laufen Sie doch nicht so, Herr von Collin! Wollen Sie mich denn nicht mitnehmen?"

Der junge Mann blieb stehen und wandte sich um.

Als er den kleinen dicken Menschen erblickte, der sich eben ein Knie rieb, wurde auch ihm die Situation klar; er grüßte den Commercienrath höflich, aber mit Gleichgültigkeit und wartete auf die Baldrian, die dem Hausherrn noch ein freundliches Lebewohl zunickte und dann am Arm ihres Clienten hinter einem vorspringenden Winkel des Wohngebäudes verschwand.

Der kleine Commercienrath folgte dem Paar mit den Augen, bis er es nicht mehr sehen konnte, und mur-

melte dann vor sich hin, indem er sich immer noch das von dem Fall schmerzende Knie rieb:

„Da geht er hin und singt nicht mehr! Gott sei Dank! Meine Subtraction wird ihn wohl etwas abgekühlt haben. Zwei auf einmal sind mir auch zu viel. Es muß Alles hübsch nach der Reihe gehen. Ich muß übrigens den jungen Menschen schon irgendwo gesehen haben. Richtig, richtig, bei Frohbergs. Na, es ist mir egal. Ich danke meinem Schöpfer, daß er fort ist. Habe mir seinetwegen beinahe eine Sehne zerrissen!"

Und damit humpelte er, ab und zu stehen bleibend und sich das Knie reibend, seinem Hause zu, um sich ein wenig in seinen bequemen Stuhl zu setzen.

Als er eben um die Ecke seines Hauses biegen wollte, um zur Vorderthür hineinzugehen, hörte er das schnelle, fast geräuschlose Vorfahren einer eleganten Equipage.

Der Commercienrath blieb stehen.

„Sollte denn das wieder bei mir sein?" murmelte er vor sich hin, indem er hinter ein Gebüsch trat und von diesem sichern Standpunkt aus einen langen Hals machte, um die Equipage zu Gesicht zu bekommen.

„Wahrhaftig!" setzte er nach einigen Minuten sein Selbstgespräch wieder fort. „Je länger der Tag, desto schöner die Leute, wie man zu sagen pflegt. Das ist ja unser Geheimrath Staberow, wie er leibt und lebt.

Aber er hat zwei Damen bei sich, da kann ich mich in meiner jetzigen Verfassung nicht sehen lassen, sondern muß erst noch ein bischen Toilette machen. Friedrich wird sie wohl in den Salon führen und zu verziehen bitten. Er weiß ja, daß ich im Garten bin. Der gute Geheimrath macht sich selten, seitdem er sich verheirathet hat. Früher besuchte er mich ziemlich oft trotz seiner starken Beschäftigung, aber jetzt habe ich ihn ja mindestens vier Wochen nicht gesehen. Ja, ja, die jungen Ehemänner haben mehr zu thun, als alte Bekannte zu besuchen."

In der That war es der Geheimrath Staberow, der so eben vorgefahren war und der nun, an jedem Arm eine höchst elegante Dame führend, den breiten Gang nach dem Hause hinunterschritt oder vielmehr hinunterhinkte, denn sein Gang war auffallend genirt, als wenn er fortwährend fürchte, Eier zu zertreten.

Als der Geheimrath mit seinen beiden Damen unter der Vorhalle des Hauses verschwunden war, wagte sich der Commercienrath hinter seinem Gebüsch hervor und schlich vorsichtig wie ein Marder, der in den Taubenschlag will, durch eine Hinterthür in seine Behausung.

Als er nach ungefähr zehn Minuten in den Salon trat, fand er den Geheimrath in einer ziemlich merkwürdigen Position.

Der gute Doctor saß nämlich in dem bequemen

Fauteuil des Commercienraths, hatte den Oberkörper hintenüber gelehnt, die Augen geschlossen und die Beine hoch emporgezogen, indem er mit beiden Händen unter beide Kniee gefaßt hatte und auf diese Weise seine Fortbewegungswerkzeuge in der Schwebe erhielt.

Der Commercienrath stutzte bei diesem seltsamen Anblick, namentlich da der Doctor bei seinem Eintritt die eingenommene Stellung durchaus nicht veränderte.

Nachdem der Commercienrath noch eine ganze Weile gewartet hatte, trat er noch einige Schritte vor und räusperte sich dann.

Der Geheimrath riß die Augen auf, sprang mit großer Selbstüberwindung von seinem bequemen Sitz empor, schnitt ein furchtbares Gesicht, als er wieder auf den Füßen stand, und nickte dann dem kleinen Müller auf eine freundlich-wehmüthige Art zu.

„Wie, Sie sind allein, lieber Geheimrath?" fragte der Commercienrath. „Es schien mir doch, als wenn Sie vorhin zwei Damen den Arm gegeben hätten."

„Ganz richtig", entgegnete der Doctor, den rechten Fuß emporziehend. „Das war meine Frau und meine Schwiegermutter, die ich Ihnen und Ihrer Frau Gemahlin vorstellen wollte. Donnerwetter!"

Der Commercienrath machte ein verbindliches Gesicht und blickte sich dann im Zimmer um.

„Ja, aber wo sind denn Ihre verehrten Damen?“ fragte er.

„Fräulein Wanda theilte uns mit, daß Ihre Frau Gemahlin nicht ganz wohl wäre und Ihr Zimmer hütete“, antwortete der Geheimrath, den linken Fuß emporziehend, „und da ist meine Frau mit meiner Schwiegermutter — Donnerwetter! — dann zu ihr gegangen.“

Der Commercienrath sah den Doctor mit einer gewissen Verwunderung an.

„Lange nicht das Vergnügen gehabt, lieber Staberow!“ begann er dann wieder, freundlich mit den kleinen Augen zwinkernd. „Aber in den Flitterwochen kann man schon seine alten Freunde vergessen.“

Der Geheimrath machte eine Bewegung, als wenn er seinen Fuß in die Hand nehmen wollte.

„Nehmen Sie es mir nicht übel, lieber Müller!“ sagte er. „Ich wäre natürlich weit früher gekommen, um Ihnen meine Frau vorzustellen und meine Schwiegermutter — Donnerwetter! — aber ich hatte nicht einen Augenblick Zeit.“

„O“, machte der Commercienrath, „in der schönsten Zeit Ihres Lebens hätten Sie sich aber doch etwas Ruhe gönnen sollen! Wie kann man denn da den ganzen Tag Krankenbesuche machen?“

Der Geheimrath schüttelte seinen rechten Fuß, als wenn er ihn sich aus dem Leibe schleudern wollte.

„Ich war ja in Italien!“ rief er mit schmerzlicher Betonung. „Meine Frau und meine Schwiegermutter bekamen plötzlich eine Anwandlung, den Vesuv zu besteigen, und da mußte ich natürlich mit. Heiliges Himmeldonnerwetter!“

Der kleine Müller trat erschrocken einen Schritt zurück.

„Aber, theurer Freund, wo haben Sie sich denn das abscheuliche Fluchen angewöhnt?“ fragte er, den Doctor mit großen Augen anblickend. „Haben Sie sich denn in Italien so viel geärgert?“

„Nein“, rief der Geheimrath, sich wieder in den Fauteuil werfend und die Beine emporziehend, „aber die Füße habe ich mir total ruinirt bei der Besteigung des Vesuvs, und nun wieder diese vermaledeiten engen Glanzstiefel, die mir meine Schwiegermutter hat machen lassen, es ist, um aus der Haut zu fahren!“

Und damit schüttelte er seine Beine, als wenn er die Stiefel von den Füßen werfen wollte.

Der Commercienrath lächelte still vor sich hin.

„Was fehlt denn Ihrer Frau Gemahlin?“ begann gewohnheitsmäßig der Geheimrath wieder trotz seiner Schmerzen. „Kleine Erkältung, was? Doch nichts Ernstliches, wie?“

„Das will ich nicht hoffen", entgegnete der Commercienrath. „Es ist merkwürdig, meine Frau war doch sonst immer so gesund wie ein Fisch im Wasser, aber seit unserer Badereise nach Ostende ist es förmlich, als wenn ihr etwas angeflogen wäre. Die Nordsee muß ihr doch nicht bekommen sein, immerwährend Verstimmung, immerwährend Kopfweh, man weiß gar nicht, was man davon denken soll."

„Wird im Wetter liegen", sagte der Geheimrath, wieder die Augen schließend. „Aehnliche Erscheinungen findet man jetzt sehr häufig in der Damenwelt."

„Nun, lassen wir das und sprechen wir ein wenig von Ihnen", lenkte der Commercienrath ab. „Wie gefällt es Ihnen in der Ehe?"

„Schlecht!" stieß der Geheimrath heraus. „Das kommt davon, wenn man mit dem Loose nicht zufrieden ist, das einem der gütige Himmel beschieden. Ich hatte früher viel zu thun, das ist wahr, aber wenn ich zu Hause kam, konnte ich mich ausruhen, und für das Geld, das ich mir verdiente, konnte ich mir kaufen, was ich wollte. Jetzt habe ich gar keine Ruhe mehr, weder bei Tage noch bei Nacht, und trotz des Vermögens meiner Frau werden die Ausgaben so groß, daß ich nicht mehr weiß, wo ich das Geld hernehmen soll. Ich werde zuletzt wieder prakticiren müssen, weiter wird mir nichts übrig

bleiben. Und dabei sind meine Frau und meine Schwiegermutter ganz gute Menschen", fuhr er, immer mehr in Ekstase gerathend, fort, „die mich lieben und die mir das Leben angenehm machen wollen. Das ist ja eben das Entsetzliche in meiner Lage, daß ich nicht einmal grob werden, nicht einmal in Wuth gerathen darf, was mich doch ein bischen erleichtern würde, sondern ich muß Alles ruhig und lächelnd hinnehmen und die Hände küssen, die mir langsam den Dolch in die Brust drücken."

Der Commercienrath wollte eben etwas auf die Jeremiade seines Freundes erwidern, als Friedrich eintrat und den Legationsrath von Frohberg meldete.

„Sehr angenehm!" sagte Müller, während der Geheimrath wieder unter Schmerzen auf die Beine sprang.

Gleich darauf trat der Angemeldete in den Salon.

„Sie haben befohlen, lieber Müller!" sagte er, jedem der Anwesenden eine Hand reichend. „Wie geht es Ihnen, Herr Geheimrath?"

„Schlecht!" entgegnete dieser. „Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen, Herr von Frohberg."

„Wie", fragte der Legationsrath, „Sie wollen in dem Moment wieder fort, wo ich komme? Ist das freundschaftlich?"

„Das hat mit der Freundschaft gar nichts zu thun, lieber Freund“, stöhnte der Doctor, seinen Hut nehmend. „Wenn es nach mir ginge, zöge ich mir die Stiefel aus und plauderte noch bis heute Abend mit Ihnen, aber meine Damen warten auf mich, ich muß bis Mittag noch sieben Visiten machen. „Apropos!“ fuhr er fort, sich, nachdem er schon mehrere Schritte nach der Thür zu gemacht, noch einmal an den Legationsrath wendend. „Ich habe Ihren Bruder mit seiner Frau in Italien getroffen. Sie werden beide bald wieder hier sein.“

„Und weshalb das?“ fragte der Legationsrath, unangenehm berührt.

„Ihre Schwägerin war auf der Reise ganz wohl gewesen“, fuhr der Geheimrath fort, „aber nach einigen Wochen schon begann sie zu kränkeln. Das Klima bekommt ihr nicht und Ihr Bruder wird sie daher sobald als möglich nach Berlin zurückbringen.“

„Glauben Sie wirklich?“ fragte der Legationsrath beunruhigt.

„Verlassen Sie sich darauf, in spätestens acht Tagen haben Sie die Freude, sie wiederzusehen“, bekräftigte Staberow.

„Na“, brummte der kleine Commercienrath vor sich

hin, „dann kommen Sie vielleicht gerade zu rechter Zeit, um —“

Hier stockte er und schien sich zu ärgern, daß er gesprochen hatte.

„Wozu kommen sie vielleicht zu rechter Zeit?“ fragte der Geheimrath neugierig.

„Ach, was da!“ sagte der Commercienrath. „In kurzer Zeit müssen Sie's ja doch erfahren!“

In diesem Moment trat Louise, ohne von den Anwesenden bemerkt zu werden, in den Salon.

Der Commercienrath machte ein pfiffig-geheimnißvolles Gesicht, spitzte die dicken, lüsternen rothen Lippen und sagte dann in leisem, vertraulichem Ton:

„Ich werde nämlich nächstens ein kleines Fest geben zur Verlobung meiner Louise mit —“

Hier unterbrach er sich aber plötzlich und sah sich erschrocken um. Louise hatte ihre Hand auf seine Schulter gelegt und blickte ihn bittend an.

„Papa“, sagte sie, „Du hast mir bis heute Abend Bedenkzeit gelassen und der Tag ist noch nicht beendet. Eben erfuhr ich, daß Herr von Frohberg angekommen sei, und da ich ihn um Rath fragen wollte, ehe ich mich entschied, kam ich hierher, um meinen Freund aufzusuchen.“

„Da hätte ich beinahe eine Dummheit gemacht“,

sagte der Commercienrath, ärgerlich den Kopf schüttelnd. „Da sieht man, daß man alt wird. Der Körper ist zwar nach meiner Ostender Badereise wunderbar gekräftigt worden, aber mit dem Geist ist es schwach. Man wird vergeßlich und schwatzhaft.“

Die Wolke, die vorhin auf des Legationsraths ernsten Zügen geschwebt hatte, machte jetzt dem Ausdruck des Erstaunens Platz, das durch die neue Nachricht hervorgerufen worden war.

„Na, da will ich also nicht stören“, stöhnte der Geheimrath Staberow. „Kommen Sie, Müller, ich will noch Ihrer Frau guten Tag sagen und Sie in der Eile meinen Damen vorstellen. Noch sieben Visiten bis Mittag! Wenn ich zu Hause komme, muß ich gleich die Füße in warmes Wasser halten. Adieu, Legationsrath!“

„Adieu, adieu, lieber Staberow!“

„Besuchen Sie mich doch einmal. Ich habe jetzt so viel neue Freunde bekommen, daß mir die alten doppelt werth geworden sind. Werden Sie kommen?“

„Gewiß!“ sagte der Legationsrath, dem Doctor die Hand drückend.

„Sie müssen doch auch meine Frau kennen lernen“, fuhr der Geheimrath fort, indem er wieder ein Bein in die Höhe hob.

„Gewiß, gewiß!“ sagte der Legationsrath.

„Und meine Schwiegermutter!“ schrie Staberow. Donnerwetter, ich kann's nicht mehr aushalten!“

Und damit umfaßte er mit dem rechten Arm des Commercienraths Nacken und humpelte, auf diesen gestützt, zur Thür hinaus.

Der Legationsrath und Louise blieben allein.

III.

Wanda spielt wieder Klavier.

Und wer das Lied nicht weiter kann,
Der fängt es wieder von vorne an.
Das alte Lied, das alte Lied
Von dem versoff'nen Fahnenschmied.
Volkslied.

Als der Commercienrath Müller und der Geheimrath Staberow den Gartensalon verlassen hatten, nahm Louise auf dem Sopha Platz und Herr von Frohberg setzte sich neben sie auf einen Fauteuil.

„Sie wollten mich um Rath fragen, Louise", begann endlich der Legationsrath nach einem längern Stillschweigen, „und zwar in einer Angelegenheit, die mir von selbst nicht in den Sinn gekommen wäre."

Louise schlug die Augen nieder.

„Sind Sie mir böse?" fragte sie mit leiser Stimme.

„Weshalb sollte ich Ihnen denn böse sein?"

„Weil ich Sie nicht früher von dem Bestehen dieses Projects in Kenntniß setzte", antwortete Louise.

„Wie könnte ich Ihnen deshalb böse sein? Sie sind ja in dieser Beziehung Herrin Ihrer Handlungen und haben mir am wenigsten Rechenschaft darüber abzulegen.“

„Es ist ja auch durchaus noch nichts Bindendes geschehen“, fuhr das junge Mädchen fort, „und ehe es geschieht, wünsche ich vor allen Dingen Ihren Rath zu hören.“

Der Legationsrath lächelte auf eine eigenthümliche Weise.

„Das Herz der jungen Mädchen pflegt sich in solchen Sachen stets allein zu rathen“, sagte er achselzuckend.

In Louisens Innerem schien ein Kampf stattzufinden, dessen beide streitende Kräfte ihr selbst noch nicht ganz bekannt waren.

„Sagen Sie aufrichtig“, begann sie nach einer längern Pause wieder, „würde es Ihnen nicht ein wenig unangenehm sein, wenn ich mich verheirathete?“

„Unangenehm, o ja, und ungewohnt dazu“, entgegnete der Legationsrath. „Ich habe Sie von Kindheit an gekannt, Sie auf meinen Knieen geschaukelt, Sie wöchentlich mehrere Male gesehen, und nun sollte ich Sie plötzlich so gut wie verlieren, sollte Sie gnädige Frau nennen, Ihrem Herrn Gemahl ein unangenehmer Gast, ein Dorn im Auge sein. Ich muß gestehen, daß mir das

allerdings im ersten Moment einen schmerzlichen Eindruck gemacht hat, aber wenn die Reflexion der Vernunft uns gegen den lieben Egoismus zu Hülfe ruft, so kommt man vielleicht auf den Standpunkt, sich über die Nachricht zu freuen."

„Zu freuen!" wiederholte Louise schnell, indem ihr eine augenblickliche Röthe in die Wangen schoß.

„Nun gewiß", bekräftigte der Legationsrath, „denn wenn Sie sich verheirathen, so geschieht dies doch unzweifelhaft nur aus dem Grunde, um glücklich zu werden, und ich wäre doch ein schlechter Freund von Ihnen, wenn ich mich über Ihr Glück nicht freuen sollte."

Louise seufzte leise auf.

„Glück!" murmelte sie vor sich hin.

„Denn Sie lieben doch den Mann, dessen Namen ich noch nicht kenne?" fragte der Legationsrath mit einem vollen Blick auf seine jugendliche Freundin.

Der Kampf in Louisens Innerem schien fortzutoben.

„Nein!" sagte sie unter dem Einfluß eines plötzlichen Resultats und sich schnell vom Sopha erhebend. „Nein, ich liebe ihn nicht!"

Der Legationsrath stand ebenfalls auf und schien von Staunen und Zufriedenheit zu gleicher Zeit berührt zu werden.

„Ah“, sagte er, „Sie lieben ihn nicht, aber Sie haben doch auch wohl keine Abneigung gegen ihn?“

„Nein, das auch nicht!“ antwortete Louise. „Er ist ein hübscher, vornehmer Mann mit feinen, liebenswürdigen Manieren, der mich aufrichtig zu lieben scheint.“

Der Legationsrath schwieg.

„Nun?“ fragte Louise, nachdem sie eine ganze Weile gewartet. „Sagen Sie mir aufrichtig Ihre Meinung.“

„Gut denn“, entgegnete der Legationsrath. „Hören Sie mich also an! Es liegt allerdings in den socialen Verhältnissen unserer Zeit und unserer Sitten begründet, daß die Mehrzahl der Ehen auf eine ähnliche Weise geschlossen wird, wie Sie die Ihrige jetzt eingeleitet haben. Wenn die Mädchen achtzehn, neunzehn Jahre alt werden, glauben sie bereits, daß sie sich vor ihren Freundinnen nicht mehr dürfen sehen lassen, daß sie sich beinahe zu schämen haben, weil sie noch nicht verlobt sind. Es kommt eine Ungeduld über sie, die zuletzt einen fieberhaften Charakter annimmt; die Zeit wird ihnen zu lang, sie vergessen zuletzt vollständig, daß sie ein Herz in der Brust haben, und junge, hübsche, reiche Mädchen werfen sich dem Ersten Besten in die Arme, wenn sie keine Abneigung gegen ihn empfinden, wenn er ein hübscher, vornehmer

Mann mit feinen, liebenswürdigen Manieren ist, der sie aufrichtig zu lieben scheint.“

Louise erröthete tief und antwortete dann mit leiser Stimme und niedergeschlagenen Augen:

„Mein Gott, mir ist so viel vorgesprochen worden, ich wies ja die Sache zuerst vollständig von der Hand, aber zuletzt, wenn Alles auf einen einstürmt, wird man ganz betäubt und gibt vielleicht nur nach, um Ruhe zu bekommen.“

„Sie haben mich vorhin nicht aussprechen lassen“, sagte der Legationsrath. „Ich sagte, die von mir geschilderte Art und Weise, in die Ehe hineinzugehen, sei in den socialen Verhältnissen unseres modernen Lebens begründet, und bei unendlich vielen Beispielen würde ich nicht im mindesten in Erstaunen gerathen. Was mich aber in Erstaunen versetzt hat“, fuhr Frohberg in sehr ernstem Tone fort, „ist, daß Sie, Louise, keine Ausnahme von der allgemeinen Regel machten.“

„Meine theilweise Entschuldigung liegt schon in den Worten, mit denen ich Sie vorhin unterbrach“, entgegnete Louise, „und eine weitere habe ich nicht anzuführen, es müßten denn die mildernden Umstände sein, daß wir hier sehr einsam und zurückgezogen leben und daß mein freier Wille meine freie Entschließung so consequent und mit so gewichtigen Ueberzeugungsgründen

beeinflußt wurde, daß ich zuletzt selbst nicht mehr wußte, was ich that, und mir deshalb vornahm, mich an Sie zu wenden und mir Ihren Rath zu erbitten."

„Ehe ich Ihnen denselben jedoch in seinem ganzen Umfange ertheile, muß ich den Namen des betreffenden Herrn kennen", sagte der Legationsrath.

„O, er ist Ihnen nicht unbekannt", entgegnete Louise.

„Er ist mir nicht unbekannt?" wiederholte der Legationsrath, in Gedanken den Kreis seiner Bekannten durchforschend.

Plötzlich schien ihm aber noch ein anderer wichtiger Punkt einzufallen, denn er wandte sich schnell zu Louisen und fragte:

„Und wer, wenn man fragen darf, war die Person, die so consequent Ihre freie Entschließung beeinflußte?"

„Hauptsächlich die Frau Commercienräthin Baldrian", entgegnete Louise.

Der Legationsrath stieß einen Laut des heftigsten Unwillens aus und ging mit schnellen, hastigen Schritten im Zimmer auf und nieder.

Da öffnete sich die Thür und Friedrich meldete:

„Der Herr Baron von Branco wünscht seine Aufwartung zu machen."

„Das ist er", flüsterte Louise, dicht an Frohberg herantretend.

Der Legationsrath fuhr zusammen, blieb plötzlich stehen und blickte dem jungen Mädchen starr ins Gesicht.

„Mein Gott, was ist Ihnen?“ fragte Louise.

„Lassen Sie ihn hereinkommen“, flüsterte Frohberg schnell zurück, „sagen Sie ihm, daß Sie sich meinen Rath erbeten hätten und demselben folgen würden, und lassen Sie mich dann unter irgend einem Vorwande mit ihm allein.“

„Ich lasse den Herrn Baron bitten, einzutreten“, sagte Louise zu dem Diener, und einige Minuten darauf erschien der Baron Branco im Zimmer und machte Louisen eine verbindliche und dann dem Legationsrath eine höfliche Verbeugung.

„Ich werde meinen Vater von Ihrem Hiersein in Kenntniß setzen, Herr Baron“, wandte sich das junge Mädchen an den eben Angekommenen, „und lasse Sie deshalb mit dem Herrn Legationsrath von Frohberg, meinem besten Freunde, allein. Was bisher zwischen uns vorgefallen ist, habe ich ihm mitgetheilt und ihn zu gleicher Zeit gebeten, mir seinen Rath zu ertheilen, den ich unter allen Umständen befolgen werde.“

Nach diesen Worten machte sie dem Baron eine gesellschaftlich-höfliche Verbeugung und verließ den Salon.

Herr von Branco schien durch den Bescheid, den er so eben erhalten, gerade nicht auf das angenehmste

berührt worden zu sein, denn er biß sich auf die Lippen und sein Gesicht wurde merklich von Unmuth überzogen.

Einige Augenblicke darauf hatte er jedoch seine Selbstbeherrschung vollständig wieder erlangt, und das Lächeln des gewandten Weltmanns auf den Zügen, wandte er sich mit den Worten an Herrn von Frohberg:

„Wenn ich Fräulein Müller recht verstanden habe, so hängt mein künftiges Lebensglück von Ihnen ab, Herr Legationsrath, eine Nachricht, die mir nur angenehm sein kann, da diese Verbindung wohl schwerlich auf einen Widerspruch von Ihrer Seite stoßen dürfte."

„Ich habe vor wenigen Minuten selbst erst die projectirte Heirath Louisens und den Namen ihres Zukünftigen erfahren", entgegnete der Legationsrath, „und ich muß gestehen, daß diese Mittheilung mich mit ebenso viel Erstaunen als Gemüthsbewegung erfüllt hat."

Den Baron Branco schien diese Entgegnung zu überraschen.

„Was ist denn dabei aber Erstaunliches?" fragte er. „Fräulein Müller steht in ihrem zwanzigsten Jahr, und in diesem Alter pflegen sich sonst die jungen Damen gewöhnlich schon längst verheirathet zu haben."

Der Legationsrath antwortete nicht.

„Und was mich betrifft", fuhr der Baron Branco

fort, „so scheint es mir auch nicht zu zeitig zu sein, daß ich dem Junggesellenleben Valet sage.“

Der Legationsrath schwieg noch immer.

„Das scheint es Alles nicht zu sein, was Sie gegen die Verbindung einzuwenden haben“, fuhr Herr von Branco fort; „ich will Ihnen daher auch noch mittheilen, daß der Herr Commercienrath Müller über meine Person Erkundigungen eingezogen hat, die zu meinen Gunsten ausgefallen sind.“

Der Legationsrath zuckte fast unmerklich mit den Achseln.

„Ihnen, an der Stelle des Herrn Commercienraths, würde das Alles noch nicht genügt haben, wie ich sehe“, sprach der Baron weiter, „und Sie beabsichtigen deshalb mich noch tiefer zu sondiren. Fragen Sie mich also, wenn ich bitten darf, und ich werde Ihnen der Wahrheit getreu antworten. Uebrigens kennen Sie mich ja auch schon lange genug, um zu wissen, daß mein bisheriges Leben nicht besser und nicht schlechter war, als es die meisten jungen Leute führen. Ich habe einige Thorheiten begangen, die ich nicht ableugnen will, aber ich bin deren jetzt müde.“

„Hm!“ machte der Legationsrath. „Und Sie haben, ehe Sie ein neues Band knüpfen, auch kein altes zu lösen?“ setzte er dann hinzu.

„Keins!“ entgegnete der Baron ruhig und bestimmt.

„Ihr Herz ist also vollkommen frei? fragte der Legationsrath weiter.

„Vollkommen!“ antwortete Branco. „Und ich kann sogar hinzufügen“, fuhr er nach einer kurzen Pause fort, „daß ich niemals ein tiefgehendes Verhältniß gehabt habe. Darf ich daher auf Ihre gütige Fürsprache rechnen?“

Der Legationsrath versank in Gedanken, und das Gespräch der beiden Herren stockte.

Da trat Friedrich ins Zimmer, der einen kleinen Brief in der Hand hielt.

„Was wollen Sie?“ fragte Frohberg, sich bei dem Geräusch umwendend.

„Der Herr Legationsrath werden verzeihen!“ entgegnete Friedrich. „Der Diener von Herrn von Frohberg hat eben diesen Brief gebracht; er sagt, er wäre von der gnädigen Frau.“

„Wie, meine Schwägerin schon wieder in Berlin?“ rief der Legationsrath, schnell den Brief ergreifend.

„Jawohl“, rapportirte Friedrich. „Der Diener sagte, der gnädige Herr und die gnädige Frau wären ungefähr vor einer Stunde angekommen.“

„Es ist gut! sagte der Legationsrath, und ohne von dem Baron weitere Notiz zu nehmen, überflog er schnell den Inhalt des Billets.

Schon bei den ersten Zeilen färbte sich sein sonst gewöhnlich blasses Antlitz mit einer lebhaften Röthe, und je weiter er las, desto mehr schien seine Aufregung zuzunehmen.

„Sie haben mich getäuscht, Sie haben mir nicht die Wahrheit gesagt!“ wandte er sich heftig an Herrn von Branco.

„Herr Legationsrath!“ rief dieser, indem er entrüstet und beleidigt einen Schritt zurücktrat.

„Oder im günstigsten Falle haben Sie sich selbst getäuscht“, fuhr der Legationsrath fort. „Sie sagten mir, daß Sie kein Verhältniß zu lösen hätten; das war falsch. Ihre Verbindung mit Fräulein Müller ist unmöglich!“

„Und weshalb, wenn ich fragen darf?“ sprach der Baron beinahe drohend.

Der Legationsrath schien das, was er sagen wollte, nicht über seine Lippen bringen zu können.

„Weil sie in Beziehung zu meiner Schwägerin stehen“, stieß er endlich gewaltsam hervor.

Herr von Branco erblaßte.

„Wie? Sie wissen?“ stammelte er.

„Ja, ich weiß Alles!“ fuhr der Legationsrath fort. „Gegen mein Wort, das ich ihr verpfänden mußte, versprach sie mir, sich aus Berlin zu entfernen, aber sie hatte sich wohl mehr Kraft zugetraut, als sie besessen,

und sie scheint so eilig zurückgekommen zu sein, um diese Verbindung, von der sie auf irgend eine Weise Kunde erhalten haben muß, zu hintertreiben, und wenn dies um den Preis ihrer eigenen Ehre geschehen müßte."

Der Baron Branco runzelte die Stirn.

Herr von Frohberg trat dicht an ihn heran und sagte mit sehr ernster Stimme:

„Ein solcher Eclat würde auch die Schande meines Bruders in sich schließen, und wenn Sie auch bisher seine Ehre antasteten, respectiren Sie jetzt wenigstens seine Ruhe und seinen Frieden."

Herr von Branco kniff die Lippen zusammen.

„Der langen Rede kurzer Sinn ist also, daß Sie sich der Verbindung widersetzen?" fragte er mit einer trockenen, unangenehmen Stimme.

„Allerdings!" entgegnete der Legationsrath mit einer kalten Verbeugung.

„Und was gedenken Sie in dieser Absicht für Schritte zu thun?" fragte Herr von Branco weiter.

Dee Legationsrath antwortete nicht.

„Wie es scheint, wollen Sie dem Herrn Commercienrath den Thatbestand mittheilen?"

Der Legationsrath machte eine bejahende Kopfbewegung.

Herr von Branco dachte einen Augenblick nach.

„Sie vergessen nur dabei", sagte er dann, „daß Sie den Namen Ihrer Frau Schwägerin nicht aussprechen dürfen. Sie hat ihr Versprechen gehalten und ist abgereist, dadurch aber, daß sie wiedergekommen ist, sind Sie Ihres Wortes, zu schweigen, nicht entbunden. Was wollen Sie also von mir sagen? Daß ich ein Verhältniß habe? Es ist gelöst. Können Sie das Gegentheil beweisen? Und wenn Sie es könnten, Sie dürfen es ja nicht."

„Ich darf es nicht?" brauste der Legationsrath auf. „Die gute Sache muß hier viel entschuldigen! Ich werde diesen Brief dem Herrn Commercienrath übergeben!"

„O, das werden Sie nicht thun!" sagte der Baron mit ungläubiger Miene.

„Der Ehre und der Discretion des Herrn Commercienraths", setzte Frohberg hinzu. „So bleibt die Sache begraben und die Verbindung ist doch unmöglich."

Mit diesen Worten machte er eine schnelle Wendung, um das Zimmer zu verlassen.

Der Baron ward von einer plötzlichen angstvollen Unruhe ergriffen.

„Bleiben Sie!" rief er, die Hand gegen den Abeilenden ausstreckend, wie um ihn zurückzuhalten.

Der Legationsrath blieb stehen und wandte sich um.

„Ich ziehe mich zurück", fuhr der Baron fort. „Ich verzichte freiwillig auf die Hand des Fräulein Müller."

„Gut", sagte Frohberg, „dann haben wir nichts mehr mit einander zu schaffen."

„Darin muß ich Ihnen widersprechen", entgegnete Herr von Branco, „denn Sie haben mich von hier vertrieben, und Sie werden mir Rechenschaft dafür geben."

„Ah", machte der Legationsrath, „von Ihnen geht die Forderung aus? Das ist allerdings seltsam genug, aber ich werde mich nicht mit Ihnen schlagen, wenigstens augenblicklich nicht."

„Und weshalb nicht?" fragte Branco mit leichtdurchschimmerndem Hohn.

„Weil es meine Schwägerin nicht will!" rief der Legationsrath.

„Wieder die Schwägerin", spöttelte der Baron. „Sind Sie denn der Sklave Ihrer Schwägerin?"

„Ja, Herr von Branco", sagte der Legationsrath. „Sie haben das richtige Wort ausgesprochen, ich bin allerdings jetzt der Sklave meiner Schwägerin, aber ich werde es nicht mehr lange sein, und deshalb bitte ich Sie, unsere Angelegenheit noch etwas aufschieben zu wollen. Glauben Sie mir, daß ich sie lieber gleich ab-

gemacht hätte und daß es mir sehr schwer wird, zu warten", fügte er mit einem drohenden Blick hinzu.

Der Baron Branco verbeugte sich mit kalter Höflichkeit.

„Gut, Herr Legationsrath", sagte er ironisch, „ich werde also warten, aber ich hoffe, daß Sie meine Geduld nicht zu lange auf die Probe setzen werden."

Und dann machte er seinem Widersacher noch ein leichtes Compliment und verließ das Zimmer.

Als der Legationsrath allein war, ging er seiner Gewohnheit gemäß in Gedanken versunken auf und nieder.

Der sonst so ruhige und besonnene Mann hatte sich zu einer Handlung hinreißen lassen, die er vielleicht in seiner Seele verdammte und der er dennoch äußerlich huldigen mußte.

Die Thür des Salons öffnete sich leise und in der Spalte erschien der kohlkopfartige, fettglänzende Kopf des Commercienraths Müller, hinter welchem Louisens schlanke Gestalt sichtbar wurde.

Als der kleine Papa den Legationsrath allein sah, machte er ein erstauntes Gesicht, trat mit seiner Tochter näher und fragte ziemlich verwundert:

„Wie, ist denn der Baron schon fort?"

Der Legationsrath hielt in seiner Promenade inne.

„Jawohl“, entgegnete er, „und zwar um diese Schwelle nicht wieder zu betreten. Herrn von Branco's Verbindung mit Louisen war unmöglich.“

Auf dem Antlitz des jungen Mädchens malte sich der Ausdruck einer großen Freude und Befriedigung.

„O wie glücklich mich das macht!“ rief sie, sich ihrem Vater in die Arme werfend.

„Du schnürst mir die Luftröhre zu, Engel“, hüstelte der Commercienrath, sich aus der zärtlichen Umhalsung seiner Tochter losmachend.

Dann aber rieb auch er sich vergnügt die kleinen fetten Hände und schmunzelte im Gefühl einer wiederhergestellten Behaglichkeit vor sich hin:

„Ich bin auch gerade nicht böse darüber, mein Kind, denn so gern ich Euch glücklich verheirathet sehen möchte, so ungern möchte ich Euch doch auch verlieren und einer ungewissen Zukunft entgegengehen sehen. Nun bleiben wir wenigstens noch ein bischen länger beisammen. Aber merkwürdig ist die Geschichte eigentlich doch“, wandte er sich dann mit plötzlich erstaunt gewordener Miene an den Legationsrath. „Erklären Sie mir doch, liebster Frohberg, wie das zugegangen ist. Es muß sich doch zwischen Euch beiden etwas ereignet haben oder etwas entdeckt worden sein, was früher noch unbekannt war.“

Der Legationsrath trat dicht an Müller heran.

„Sie sollen Alles erfahren", flüsterte er ihm zu, „aber nicht jetzt, sondern später, wenn wir allein sind."

Der Commercienrath machte die rothen lüsternen Lippen ein wenig auseinander und blickte seinen Freund mit halbgeöffnetem Munde noch verwunderter an, als er es vorher bereits gethan hatte.

Herr von Frohberg winkte ihm mit den Augen Schweigen zu, und deshalb fügte sich auch der Commercienrath in sein Schicksal und bekämpfte für den Augenblick seine Neugier.

Um jedoch nicht lange die Qualen der Ungewißheit erdulden zu müssen, ersann er schnell eine diplomatische Intrigue, machte ein heiter lächelndes Gesicht und sagte mit der unbefangensten Miene von der Welt:

„Wollen wir nicht ein bischen in den Garten gehen, Kinder? Hier ist es so heiß und dunstig. Mir ist schon der Kopf ganz wüst und schwindlig."

Und damit wandte er sich zum Gehen, um den Legationsrath und seine Tochter sich nachzuziehen und dann den erstern auf die Seite zu nehmen und ihm sein Geheimniß abzufragen.

Papa Müller hatte aber noch nicht die Hälfte des Wegs bis zur Gartenthür zurückgelegt, als dieselbe plötzlich aufgerissen wurde und Wanda ihrem Vater

mit solcher Vehemenz an den Hals flog, daß dieser taumelte und beinahe gänzlich aus der Balance gekommen wäre.

„Mädchen!" ächzte der Commercienrath unter den stürmischen Küssen und Liebkosungen seiner jüngsten Tochter. „Mädchen, was in aller Welt ficht Dich denn an? Habt Ihr es denn heute darauf abgesehen, mich zu erdrosseln? Erst schnürt mir die eine die Luftröhre zu und dann die andere."

„Ach, nimm es nicht übel, Papa", sagte Wanda, von ihm ablassend. „Ich dachte, Du wärst Louise, ich habe Dich in der Eile mit ihr verwechselt."

„Nein, ich bin durchaus nicht Louise", entgegnete verwundert der Commercienrath, „und es ist auch heute überhaupt das erste Mal, daß ich mit ihr verwechselt werde. Dort steht Deine Schwester", setzte er hinzu, mit dem Finger nach seiner ältesten Tochter zeigend.

„Nun, Louise?" rief Wanda, wiederum wie eine Windsbraut auf ihre Schwester zufliegend und sie ebenfalls mit Zärtlichkeiten überhäufend. „Nun, Louise, ist Alles in Ordnung? Hast Du Dein Jawort gegeben? Wann ist die Hochzeit?"

„Wanda, laß mich doch! Bist Du denn ganz toll?" rief die ältere Schwester so lustig, wie man es selten an ihr gewohnt war.

„Ja, ich bin allerdings ganz toll vor Freude, weil ich Dich so heiter sehe!“ rief das junge Mädchen. „Nun, wann ist denn die Hochzeit? Schnell doch heraus mit der Sprache!“

„Es wird Gott sei Dank nichts aus der Partie!“ sagte Louise sehr vergnügt.

Wanda sah ihre Schwester mit großen, aber noch ungläubigen Augen an.

„Ist das wahr, Papa?“ wandte sie sich an ihren Vater.

Der Commercienrath nickte.

„Nun, dann können wir ja wieder anfangen!“ rief Wanda in plötzlich hell auflodernden Unmuth.

Und dann rannte sie an das Klavier und paukte ihre Favoritpolka mit solchem Ungestüm und so unreinen Griffen, daß die Saiten kläglich schnarrten und schwirrten und der Commercienrath erst ein Bein in die Höhe zog, dann sich beide Ohren zuhielt und zuletzt wie ein Rasender aus dem Zimmer stürzte, während der Legationsrath der lächelnden Louise in das anstoßende Gemach folgte.

IV.

Kalter Eierkuchen und warmes Leben.

O tönet fort, ihr süßen Himmelslieder;
Die Thräne quillt,
Die Erde hat mich wieder.

Goethe.

Nachdem der Major Rumpel mit der dicken Auguste ausgefahren war, um eine Nothtrauung an sich und ihr vollziehen zu lassen, weil er sich und sie durch die Commercienräthin Baldrian vergiftet glaubte, war, wie wir uns noch erinnern werden, der zahnschmerzbehaftete Narrer, von Chloroform betäubt, in der Wohnung des Majors zurückgeblieben.

Als die Außenthür heftig ins Schloß geworfen wurde, haben wir gesehen, wie er aus seinem Schlaf erwachte, das Tuch, das der Major über seine vermeintliche Leiche geworfen, von dem Kopfe riß, die Entdeckung machte, daß er allein und eingeschlossen sei, und endlich zu rechter Zeit das Fenster öffnete, um Rumpel und Auguste in einer Droschke davonfahren zu sehen.

Als er aber zu seinem Schrecken bemerkte, daß er nicht gehört wurde, war er mit dumpfer Resignation in einen Sessel gesunken und hatte darüber nachgedacht, wie lange ein Mensch wohl, ohne Nahrung zu sich zu nehmen, am Leben bleiben könne.

Bei dieser Beschäftigung finden wir den unglücklichen Narrer wieder.

Nachdem er sich von der ersten Bestürzung erholt hatte, die seine eigenthümliche Lage einflößte, begannen seine Gedanken klarer zu werden, und jene scharfe Logik der Reflexion, die ihm eigenthümlich war, reproducirte die Unglücksfälle, die ihm dieser jüngste Tag schon wieder gebracht hatte.

Weshalb mußte er Zahnschmerzen bekommen? Blos weil der Geheimrath Staberow ihn gefragt hatte, ob er daran leide? Das war doch gegen alle Vernunft, gegen alle Natur, gegen alle Wissenschaft!

Aber deshalb konnte es auch nur ihm passiren.

Er war ja auch eine Ausnahme von allen göttlichen und menschlichen Einrichtungen.

Nachdem er sich mehrere Tage mit den entsetzlichen Schmerzen geplagt, nachdem er mehrere Nächte kein Auge zugethan, nachdem er während dieser ganzen Zeit nur etwas Brühe zu sich genommen, weil er nicht beißen konnte, hatte er endlich den

heroischen Entschluß gefaßt, sich den Zahn ausziehen zu lassen.

Weshalb mußte ihm auf dem Wege zu seinem Arzt auch gerade der Major Rumpel begegnen, der keine Zeit hatte, einen Zettel auf das Miethbureau zu tragen?

Weshalb mußte ihn seine niemals segenbringende Gefälligkeit auch an jenem Tage wieder verleiten, dem Major seine Commission abzunehmen?

Weshalb mußte ihm der Zahnarzt einen falschen Zahn ausziehen?

Weshalb trieb ihn seine Gewissenhaftigkeit nachher trotz der heftigsten Schmerzen noch einmal zum Major Rumpel, um demselben das günstige Resultat seines Auftrags zu melden?

Weshalb war das Alles geschehen?

Nur um ihn in neue, noch entsetzlichere Verlegenheiten zu stürzen!

Wie war es denn überhaupt gekommen, daß er eingeschlafen war, nachdem das Zahnschmerzmittel der Commissionsräthin Baldrian so schnell geholfen?

Aha! Wahrscheinlich von der großen Ermattung nach den schmerzvollen Tagen, nach den Nächten ohne erquickenden Schlummer.

Aber weshalb hatte ihm denn der Major ein Tuch über das Gesicht gedeckt?

Fliegen gab es doch nicht mehr, denn es war schon tief im Herbst und der kalte Novemberwind trieb raschelnd die abgefallenen Blätter die staubige Promenade am Kanal entlang.

Sein Auge irrte im Zimmer herum.

Ah! Da saß doch noch eine Fliege am Fenster, aber sie schien schon sehr matt zu sein, denn ihre podagraischen Füße bewegten sich nur noch langsam und unsicher auf den glatten Scheiben.

Narrer's blasses Antlitz überzog ein stilles freudiges Lächeln.

„Der Major ist doch ein guter Mensch!“ dachte seine Seele. „So fürsorglich zu sein wegen einer einzigen invaliden Fliege! Das war jedenfalls ein sehr hübscher Charakterzug!“

Aber schon nach wenigen Minuten zog wieder eine Wolke des Kummers und der Wehmuth über seine Züge.

Weshalb hatte ihn denn der Major allein gelassen? Weshalb war er mit seiner Haushälterin ausgefahren, was Narrer's keusche Seele überhaupt nicht passend fand?

Er hätte ihm doch wenigstens können den Schlüssel auf den Tisch legen, aber ihn einzusperren, auf ganz unbestimmte Zeit, vielleicht auf sehr lange Zeit, das war denn doch etwas rücksichtslos gegen ihn ge-

handelt, gegen ihn, der dem Major doch eine Gefälligkeit erwiesen hatte.

Aber so sind die Menschen! Undank ist der Welt Lohn!

Narrer saß eine ganze Weile still zusammengesunken auf seinem Sessel, als er plötzlich ein höchst schmerzliches Gesicht machte und mit der Hand nach der Magengegend fuhr.

„Mich hungert!“ stöhnte er ganz leise. „Und weshalb sollte mich denn auch nicht hungern?“ fuhr er nach einem kleinen Weilchen fort. „Seit zwei vollen Tagen lebe ich ja nur von Bouillon und Hafergrützenschleim, und nun die Schmerzen aufgehört haben, kehrt der Appetit mit doppelter Macht zurück.“

Narrer ließ den Kopf auf die Brust sinken, drückte beide Hände gegen den Magen, und ein ganz leises Stöhnen entwand sich seiner Brust.

Dann begann er den Oberkörper hin und her zu neigen wie die Bären in den zoologischen Gärten, wenn das Gefühl des Hungers sie nervös macht, und endlich sprang er mit einem Satz auf die Beine, lief mehrere Male im Zimmer auf und ab und rief unter dem Einfluß einer krampfhaften innern Wuth, mit der er sonst eigentlich nicht behaftet war:

„Ich kann es nicht länger aushalten! Ich habe heute noch nichts zu mir genommen als eine einzige kleine Tasse Kaffee, die bekanntlich gar keinen Nahwungsstoff enthält. Dwaußen wird es schon dunkel und der Major mit seiner Haushälterin kommt noch immer nicht zuwück. Mein Gott, wenn sie auch noch die Nacht ausbleiben sollten, oder wenn sie gar eine Vergnügungsweise machen wollten, was in dieser Jahweszeit allerdings eine ziemlich verwückte Idee wäre, dann müßte ich ja hier bei lebendigem Leibe elendiglich verhungern, ohne daß ein Hahn danach kwähte."

Plötzlich blieb er aber stehen, kreuzte die Arme über der Brust und seine Züge nahmen den Ausdruck einer gewissen erhabenen Resignation an.

„Und wäre es denn ein so gwoßes Unglück, wenn ich verhungerte und dadurch meinen zukünftigen Leiden entrückt würde?" begann er mit düsterer Tonfärbung. „Zuerst thut das Verhungern allerdings weh, wie ich es jetzt zum Beispiel an mir bewahrheitet finde, späterhin aber kommt eine selige Verzückung über den Sterbenden, er glaubt sich in den Himmelssälen zu ergehen und seine Lippe schlürft Nektar und ißt Ambwosia dazu. Ist nicht Ugolino mit seinen Söhnen auch verhungert? Ich habe es im Gerstenberg gelesen. O wie wohl war ihnen zuletzt, und wie schöne und erhabene

Gespwäche führten sie mit einander, ehe der Tod in Gestalt eines lichten Engels ihnen die Augen schloß! Ich will mich in die Kirchhofsphilosophie des melancholischen Hamlet kleiden", fuhr er nach einer kleinen Pause fort. „Wenn ich das Stück sehe, bekomme ich auch immer Lust zum Sterben. Und ist nicht der Tod für mich eine Wohlthat? Wozu sollen solche Gesellen wie ich zwischen Himmel und Erde hewumkwiechen? Hüllen wir uns also in die nöthige Würde, versenken wir uns in himmlische Twäume und lassen wir uns von denselben langsam und allmälig in ein besseres Leben hinüberführen."

Mit diesen Worten ging Narrer mit drei pathetischen Bühnenschritten wieder nach seinem vorhin innegehabten Fauteuil, ließ sich mit vielem Anstande in demselben nieder, nahm eine malerisch-nachlässige Haltung an und schloß dann die Augen, um sie nicht wieder zu öffnen.

So saß er wohl eine gute halbe Stunde.

Im Anfange waren die Athemzüge so recht tief und ängstlich geworden, dann hatte die Brust leise geröchelt und zuletzt einen schweren Seufzer emporgerungen.

Dann war Alles todtenstill geworden.

Es war wohl der letzte Seufzer gewesen, der die

befreite Seele emporgetragen hatte zu den himmlischen Höhen.

Friede seiner Asche!

Als die Stutzuhr auf dem Secretär des Majors mit ihrem scharfen schrillen Ton durch das Zimmer zitterte, lief auch ein leichtes Vibriren durch den Körper dessen, der einst Narrer war.

Sollte doch noch ein Fünkchen Leben in ihm geblieben sein?

Gleich darauf streckten sich die Beine, reckten sich die Schultern, sank der Kopf auf die andere Seite hinüber.

Dann öffneten sich ein ganz klein wenig die Lippen, als wenn sie einen Lebenshauch durchschlüpfen lassen wollten, jetzt aber immer weiter, immer weiter, immer weiter.

Bei einem müden Menschen würde man das ein recht kräftiges, herzhaftes Gähnen genannt haben, bei einem Sterbenden war es vielleicht das letzte, krampfhafte Aufflackern des noch einmal, aber nur scheinbar erwachten Lebens.

Als sich der Mund wieder geschlossen hatte, begannen die Lippen sich von neuem leise zu bewegen, und wenn ein aufmerksames Ohr im Zimmer gewesen wäre, würde es bald darauf folgende fast gehauchte Worte unterschieden haben:

„Ach! Ich habe es überstanden. Nun ist mir wohl! Ich habe mir das Verhungern weit schlimmer gedacht. Jetzt bin ich im Himmel und alle Erdenqual liegt hinter mir!"

Plötzlich lief aber wieder ein Schauer durch Rarrer's Körper.

„Brr!" begannen seine Lippen wieder leise zu murmeln. „Brr! Ich hätte es mir im Himmel doch eigentlich wärmer gedacht. Mir ist gerade so zu Muthe, als wenn mein Körper eiskalt wäre, aber ich habe doch gar keinen Körper, ich bin doch jetzt ein Engel, also muß es wohl Täuschung sein. Das Klima ist mir noch ein bischen ungewohnt. Mit der Zeit wird sich das schon geben."

Es dauerte aber gar nicht lange, so hob sich Rarrer's Oberkörper ganz von der Lehne des Fauteuils ab, die beiden Hände preßten sich mit erneuerter Gewalt auf den Magen, die Kniee zogen sich krampfhaft nach dem Unterleibe empor, und die bis jetzt geschlossenen Augen wurden weit aufgerissen und starrten mit immer zunehmendem Entsetzen um sich.

„Ah!" rief der Unglückliche endlich, als er bei dem flackernden Licht einer ins Zimmer scheinenden Gaslaterne seine Umgebung wiedererkannte. „Was ist denn das? Ich bin ja noch immer hier beim Major

Wumpel! Und ich dachte, ich hätte Alles überstanden und befände mich bereits im Himmel. Ich bejammernswerther Mensch bin also blos vor Ermattung eingeschlafen und nun geht das Verhungern von neuem los! Nein", rief er aufspringend und wieder im Zimmer auf und ab rennend, „nein, gegen diese Magenschmerzen hilft alle Kirchhofsphilosophie nichts und von der seligen Verzückung des Verhungernden habe ich auch noch nicht die leiseste Ahnung. Wenn es mir nicht sehr bald gelingt, mich aus dieser entsetzlichen Situation zu befweien, ist es in allem Ernst aus mit mir."

Narrer blieb stehen und blickte durch die Scheiben auf die dunkle Straße hinaus.

Ein kalter Novemberwind pfiff draußen vorüber; die Gasflammen flackerten ängstlich in ihren Laternen und warfen einen unsichern, gespenstischen Schein auf ihre Umgebung, und den Menschen, die vorbeigingen, wurden die Kleidungsstücke ganz nach vorn geblasen, als wenn der Wind an den Kehrseiten der belebten Statuen der Schöpfung hätte Plastik studiren wollen.

Narrer schien dieses einfache Schauspiel sehr zu interessiren, denn seine bleichen, schlaffen, von dem Gaslicht geisterhaft beleuchteten Züge begannen sich mehr und mehr zu beleben und es schien, als wenn er in der Werkstatt seines Geistes eine rettende Idee vorbereite.

„Wenn ein kleiner Junge oder ein kleines Mädchen vorbeikommt, werde ich mir etwas zu essen holen lassen", murmelte er vor sich hin.

Und damit öffnete er leise das Fenster und legte sich auf die Lauer, um sogleich das betreffende Individuum anrufen zu können.

Auf der andern Seite der Straße klapperte ein Lehrbursche mit seinen Holzpantoffeln das Trottoir entlang und pfiff gellend den Düppelmarsch.

„Pst!" machte Narrer. „Pst, Kleiner!"

Der Junge lief pfeifend weiter, aber ein auf dieser Seite vorübergehender Herr blickte nach dem dunklen Fenster hinauf und lächelte.

Narrer dachte darüber nach, worüber der Herr wohl gelächelt haben könnte.

Nach einer ganzen Weile kam wieder ein kleines Mädchen vorbei, mit blaugefrorenen Backen und die Hände unter der Schürze.

„Pst!" machte Narrer. „Komm einmal herein!"

Das kleine Mädchen ging ruhig weiter, aber ein des Weges kommender Elegant mit jovialer Miene blickte nach dem dunklen Fenster hinauf und sagte scherzend:

„Aber machen Sie doch das Fenster zu! Sie werden sich noch erkälten!"

Narrer dachte erst ein wenig nach und dann erröthete er so stark, daß man es beinahe im Dunkeln sehen konnte.

„O“, sagte er, „das ist ja abscheulich!“

Und damit schloß er leise das Fenster.

Aber der Hunger ist ein grausamer Gebieter, der weder Ungehorsam noch langen Aufschub duldet.

In Narrer's Ohren tönten wieder die gellenden Töne des Düppelmarsches, die näher und näher zu kommen schienen.

Der unglückliche junge Mann öffnete noch einmal das Fenster, lehnte seinen Oberkörper vorsichtig hinaus, und als er den Lehrjungen von vorhin und noch obendrein auf dem diesseitigen Trottoir herankommen sah, faßte er sich ein Herz und rief ziemlich laut:

„He, Kleiner!“

Der Junge hörte auf zu pfeifen, blickte sich mit langem Halse und verwundertem Gesicht nach allen Seiten um, und da er Niemand gewahrte, wollte er eben wieder seinen Weg fortsetzen.

„He, Kleiner!“ rief Narrer noch einmal, aber diesmal noch bedeutend lauter.

„Nun“, sagte der Junge, „was ist denn los?“

„Komm doch hierher ans Fenster!“ fuhr der junge Mann fort. „Ich schenke Dir auch etwas.“

Diese Worte wirken fast immer in Berlin, und ich glaube, wo anders auch.

Der Junge orientirte sich erst in der Dunkelheit, und da er endlich ein geöffnetes Parterrefenster und in demselben einen hellern Gegenstand bemerkte, so klapperte er mit seinen Holzpantoffeln heran, blickte empor und fragte neugierig und schon bedeutend freundlicher:

„Was soll ich denn?“

„Könntest Du mir nicht ein Viertel gewäuchertes Windfleisch und ein paar Schwippen holen?“ fragte Narrer.

Und gleichzeitig streckte er seine Hand aus dem Fenster, um dem Jungen das nöthige Geld zu dem Einkauf hinabzureichen.

Der Junge besann sich erst einen Augenblick, dann aber schlug er die den Berliner Straßenjungen eigenthümliche impertinente Lache auf und rief so laut, daß es die ganze Straße hören konnte:

„Nanu, Windfleisch und Schwippen! Oller Spaßvogel, die können Se sich alleene holen!“

Und damit versetzte er dem ganz verdonnerten Narrer einen so herzhaften Schlag auf die ausgestreckte Hand, daß dieser beinahe das Geldstück hätte fallen lassen, und entfernte sich dann wieder mit seinem Düppelmarsch,

dessen gellende Klänge sich immer mehr und mehr abschwächten, bis sie allmälig gänzlich verhallten.

Narrer war ganz verdutzt und rieb sich instinktartig die schmerzende Hand.

„Weshalb sollen solche Gesellen wie ich zwischen Himmel und Erde herumkriechen?" murmelte er nach einer ganzen Weile vor sich hin. „Aber das Verhungern ist auch nicht so poetisch, wie es Gerstenberg in seinem Ugolino schildert", fuhr er nach einer abermaligen Pause fort. „Ich kann es nicht länger aushalten, binnen einer Viertelstunde muß ich etwas zu mir genommen haben, oder ich werde wahnsinnig vor Hunger. Ich hätte nicht Lebensmittel wählen sollen, in denen der unglückliche Buchstabe vorkommt", sprach er nach längerem Nachdenken weiter, „vielleicht hätte der kleine Junge es mir dann geholt. Ich will noch einen Versuch machen."

Und er legte sich abermals aus dem Fenster und blickte die einsame Straße rechts hinauf und links hinunter, aber die Straße war wie ausgestorben, keine Menschenseele ließ sich sehen.

In jenen entlegenen Straßen, die keine Verbindung von Verkehrsadern herstellen, ist es vom Beginn der Dunkelheit an gewöhnlich ganz todt und öde.

Bei dem vielen Umherschauen hatte sich Narrer's

Auge aber auch schon etwas mehr an die Dunkelheit gewöhnt und dabei war ihm ein neuer Gedanke gekommen.

„Ich werde aus dem Fenster steigen", murmelte er leise vor sich hin. „Sehr hoch ist es ja nicht, und da die Stwaße gänzlich unbelebt ist, hat man gar nichts dabei zu befürchten. Auf diese Weise entkomme ich aus meinem Gefängniß und kann mich dann in den ersten besten Keller stürzen, um furchtbar viel zu essen und zu twinken."

Mit diesen Worten zog er den Fensterflügel noch weiter auf, erfaßte mit der linken Hand das Kreuz und versuchte es, das rechte Bein über die Brüstung zu bringen.

Da hörte er hinter sich ein eigenthümliches Geräusch, beinahe als wenn ein kleiner Hund knurrt.

Erschrocken blickte Narrer sich um, aber Niemand war hinter ihm zu sehen.

„Vielleicht hat eine Tapete geknackt", tröstete er sich und begann dann von neuem den Versuch, sein rechtes Bein über die Fensterbrüstung zu heben.

Aber wiederum ertönte in diesem Augenblick dasselbe Geräusch wie vorhin, nur noch lauter, dreister, energischer.

Diesmal sah sich Narrer aber nicht erschrocken um.

„Ach so“, murmelte er vielmehr mit stoischer Resignation. „Nun weiß ich schon, was geknackt hat. Die vorigen waren zu weit und diese sind natürlich wieder zu eng. Wozu nützt es, daß solche Gesellen wie ich zwischen Himmel und Erde hewumkwiechen? Dieser Uebelstand darf mich aber jetzt in meinem Entschluß nicht aufhalten. Also vorwärts! Fwisch gewagt, ist halb gewonnen!“

Und nach diesen Worten faßte er mit der linken Hand das Fensterkreuz noch fester, hob das rechte Bein mit einer Verve empor, als wenn eine Tänzerin nach einer Seitenloge hin ihr Wohlwollen ausdrücken will, achtete durchaus nicht eines beinahe ängstlich und verfänglich klingenden Knackens und Knarrens, achtete ebenso wenig des unangenehmen Zuströmens der kalten Luft durch die entstandene Oeffnung und brachte glücklich das betreffende Bein auf das Fensterbret.

„So!“ sagte Narrer, einen Augenblick ausruhend. „So weit wären wir. Das Andere wird sich nun auch schon machen. Vorwärts also!“

Und mit einer erneuten Anstrengung kam er rittlings auf die Fensterbrüstung zu sitzen, die ihm außerordentlich kalt zu sein schien, machte dann eine Wendung, sodaß sein Rücken der Straße zugekehrt wurde, und während das linke Bein noch das Fensterbret umfaßte,

angelte das rechte langausgestreckt hinab, um das feste Land zu suchen.

Jetzt berührte der Fuß etwas Hartes.

„Aha!“ dachte Narrer. „Nun bin ich unten. Gott sei gelobt und gedankt!“

Und damit trat der ausgestreckte rechte Fuß kräftiger nach unten.

„Au! Donnerwetter!“ ließ sich da plötzlich eine Stimme von unten vernehmen. „Wer tritt mir denn da auf den Kopf?“

Und in demselben Moment ergriffen die starken schwieligen Hände des Budikers, der unten aus seinem Kellerfenster gesehen hatte, Narrer's rechtes Bein und zogen mit einer solchen Gewalt an demselben, als wollten sie es ihm aus dem Leibe reißen.

„Gott steh' mir bei!“ stöhnte der unglückliche junge Mann. „Der zieht ja, daß mir alle Sehnen knacken.“

Aber je mehr der Budiker zerrte, desto fester klammerte sich Narrer an das Fensterkreuz, desto eiserner umspannte seine linke Kniebeuge die Brüstung, desto fanatischer bemühte er sich seinen Fuß wieder emporzuziehen.

Da gab es plötzlich einen gewaltigen Ruck.

Wie das eine Ende einer angespannten Gummischnur, die man plötzlich durchschneidet, fuhr Narrer's

rechtes Bein blitzschnell in die Höhe, sodaß er selbst die Balance verlor und kopfüber in das Zimmer zurückschoß, und gleichzeitig hörte man unten ein Geräusch, als wenn etwas Hartes auf das Steinpflaster schlägt, und dann einen Schmerzensschrei und einen Fluch.

„Gott sei Dank!“ ächzte Rarrer, noch ganz bewegungslos auf den kalten Dielen liegend. „Diesmal wären wir doch wieder in Sicherheit, aber eine tüchtige Beule habe ich mir auf der Stirn geschlagen.“

„Daß Dich die Pest!“ fluchte der Budiker unten. „Ich habe ihm etwas abgerissen, aber bei dem Ruck sind mir die Hände auf die Steine geschlagen, daß ich schreien möchte vor Schmerzen!“

Nachdem Rarrer noch ein Weilchen gelegen, erhob er sich langsam von dem kalten Fußboden, befühlte sich, ob er sich auch nichts zerbrochen habe, und machte dann einige Schritte in das Zimmer hinein.

„O!“ machte er da mit einem Male, indem er wieder stehen blieb. „Was ist denn das? Ich hinke ja. Mein rechter Fuß ist ja viel kürzer als der linke.“

Und mit diesen Worten beugte er seinen Oberkörper hinab und fühlte mit der Hand nach dem beschädigten Bein.

„Ach so!“ fuhr er dann beruhigter fort. „Er hat

mir blos den Stiefel ausgezogen. Das ist zwar äußerst unangenehm, aber immer noch besser, als wenn ein Stück von meinem Bein zum Teufel gegangen wäre. Mein Gott!" setzte er dann hinzu. „Was ist das heute für ein entsetzlicher Tag! Zu essen bekomme ich nichts und entfliehen kann ich auch nicht. Meine Kräfte sind erschöpft! Wie soll das werden? Wie soll das werden?"

Mit diesen Worten hinkte Narrer wie eine geknickte Lilie nach dem Sopha und stöhnte leise vor sich hin:

„Ich muß mich hinlegen, ich kann nicht mehr. Ich bekomme jetzt schon eine gewisse Gefühllosigkeit, eine gewisse Gleichgültigkeit für mein Unglück."

Und er streckte sich der Länge lang auf das Sopha des Majors Rumpel, schloß die Augen und überließ sich der Passivität gänzlicher Abspannung.

Da drang ein dumpfes, wirres Geräusch an sein Ohr, das aus der Erde zu kommen schien.

Narrer horchte unwillkürlich, aber er rührte sich nicht. Es schienen durcheinander sprechende Stimmen zu sein, von denen eine hauptsächlich das Wort führte.

„Wahrscheinlich Betrunkene in einem Keller!" dachte seine müde Seele.

Das Geräusch kam näher und näher, wurde deutlicher und deutlicher und mit einem Male hörte er es ganz klar unten auf der Straße.

„Da ist ja das Fenster noch offen!“ sagte eine heisere Bierstimme. „Da ist der Fuß herausgekommen, der mich auf den Kopf getreten hat. Was die Diebe aber jetzt pfiffig werden! Kaum ist der Herr Major mit seiner Wirthschafterin ausgefahren, so steigen sie auch schon bei ihm ins Fenster.“

Narrer bebte.

„Wahrscheinlich ist der Halunke noch drin“, sagte eine andere Stimme. „Wir wollen ihn ausräuchern!“

Narrer sprang mit einem Satz auf seinen einen Stiefel und seinen einen Strumpf.

„Gott erbarme sich!“ ächzte er. „Meine Leiden sind noch nicht zu Ende. Jetzt werde ich vielleicht noch als Dieb gefangen und geprügelt.“

„Na, der kann sich freuen, wenn wir ihn kriegen!“ sagte die heisere Bierstimme wieder, und dann verlief sich das Gemurmel der Andern, als wenn man sich zurück in den Keller begeben hätte.

Nach wenigen Minuten kam das Gemurmel jedoch aus einer andern Richtung wieder zum Vorschein und dann donnerte es gegen die Thür, als wenn dieselbe aus den Angeln geschlagen werdeu sollte.

„Heraus mit ihm“, rief die Bierstimme, „oder wir schließen auf und holen den Schuft heraus!“

„Himmlische Gerechtigkeit!“ stöhnte Narrer. „Sie

haben den Schlüssel. Wahrscheinlich ist es der Vicewirth. Ich bin verloren, ich bin verloren!"

Die Todesangst verlieh ihm neue Kräfte; mit einem Satz war er am Fenster, um zu sehen, ob er wohl jetzt den Sprung riskiren könne. Aber o Schrecken, in der Dunkelheit erblickte er unten auf der Straße einen vierschrötigen Kerl, der einen Besen auf der Schulter hatte wie eine Flinte.

„Da hinaus geht's nicht mehr!" keuchte Rarrer, vom Fenster zurückeilend. „Der Weg nach der Stwaße ist mir abgeschnitten. Ich muß mich hier in der Wohnung zu verstecken suchen."

„Will er wohl gleich heraus!" schrie die Bierstimme wieder. „Wenn er nicht freiwillig kommt, schneiden wir ihm nachher die Ohren ab!"

Rarrer trat ein kalter Schweiß auf die Stirn.

„Weshalb sollen solche Gesellen wie ich zwischen Himmel und Erde hewumkwiechen?" stöhnte er instinktartig.

Dann aber eilte er mit zwei gewaltigen Sätzen durch das vordere Zimmer hindurch, und während das drohende Gepolter an der Thür immer stärker wurde, vertiefte er sich in die stockdunklen hintern Räume der Wohnung, in denen er nun mit vorgestreckten Händen rathlos umhertappte.

Da lief er gegen einen Tisch, der mitten in der Stube stand, daß derselbe zwei Beine hoch emporhob.

Gleich darauf ertönte ein rutschendes Geräusch und dann der laute, polterabendähnliche Spectakel von auf der Erde zerbrechendem Glas und Porzellan.

Es war das Kaffeegeschirr, das die dicke Auguste vor ihrer Ausfahrt in die Nebenstube getragen hatte.

„Das wird ja immer schöner!“ ächzte Narrer, der sich außerdem an der Tischkante sehr unangenehm gestoßen hatte. „Ich glaube, ich habe mir Schaden gethan!“

„Er ist drin, er ist drin!“ schrie die Bierstimme von draußen. „Will er wohl heraus? Will er wohl heraus?“

Narrer lief jetzt schon der Angstschweiß in Strömen über das blasse Antlitz.

„Gwauenvoll! Gwauenvoll!“ murmelte er zwischen den Zähnen.

Und dann schritt er in der ägyptischen Finsterniß mit vorgestreckten Händen immer weiter in die dunklen Mysterien der Rumpel'schen Wohnung hinein.

Jetzt kam er wiederum durch eine Thür.

Nachdem er einige Schritte gemacht hatte, stieß sein Fuß an etwas, dessen Berührung einen hohlen irdenen Ton von sich gab.

„Aha!“ sagte Narrer.

Dann beugte er sich etwas vornüber und fühlte mit den Händen umher.

„Ein Bett“, murmelte er, „mit groben Bezügen. Wenn ich mich da hineinlegte?“

Er wollte eben das Deckbett lüften, als gegen den geschlossenen Fensterladen gedonnert wurde, als wenn derselbe zertrümmert werden sollte.

„Will er wohl heraus!“ ertönte die Bierstimme wieder. „Wir wissen ja doch, wo er steckt!“

Narrer schrak heftig zusammen.

„Mein Gott! Sollten sie mich trotz der Dunkelheit sehen können?“ ächzte er.

„Jetzt kriegen wir ihn! Jetzt kriegen wir ihn!“ riefen die Stimmen von außen.

„Weiter!“ stöhnte Narrer. „Hier ist meines Bleibens auch nicht länger!“

Und er tappte schneller vorwärts, stieß sich links und stieß sich rechts, stieß sich oben und stieß sich unten, bis er wiederum eine Thür passirte.

Narrer stand einen Augenblick still und schnüffelte.

„Ah!“ sagte er. „Ich bin in der Küche. Es wiecht nach Essen. Hier muß irgend etwas stehen. Ach, wenn ich nicht verfolgt würde, wie wollte ich hier schwelgen!“

Da donnerte es wieder gegen den Fensterladen.

„Steig hinein, Ludwig!" rief die Bierstimme. „Dann ist der Fuchs in seinem Bau gefangen!"

Narrer machte einen Satz vorwärts und lief dabei mit dem Kopf gegen den Rauchfang, daß es nur so knallte.

Nachdem er sich wieder ein klein wenig erholt hatte, bückte er sich, war dann im nächsten Augenblick mit beiden Beinen auf dem Feuerherd, wo er ein entsetzliches Getöse unter den eisernen Töpfen und blechernen Kasserolen anrichtete und mit dem bestrumpften Fuß in die noch glühende Torfasche gerieth, und kletterte darauf mit einer Geschicklichkeit, die er sich selbst nicht zugetraut hätte, in den Schornstein hinauf, wo er sich mit dem Rücken auf der einen und den Knieen auf der entgegengesetzten Seite festklemmte und stemmte.

„So!" sagte er. „Nun können sie kommen. Ich glaube nicht, daß sie mich hier finden werden. Aber wenn sie auf den unglücklichen Gedanken gewathen sollten, Feuer anzumachen, werde ich gebwaten und gewäuchert zu gleicher Zeit."

Narrer hatte erst einige Minuten in der angegebenen Stellung zugebracht, als ihn die Kniescheiben zu schmerzen begannen.

„Zum Schornsteinfeger scheine ich ebenso wenig Talent zu haben wie zu allen andern Dingen", sprach

er leise vor sich hin. „Wenn meine Kwäfte hier aber nachlassen, falle ich mit meiner aufgewissenen Hosennaht in die glühende Asche oder in einen Topf mit heißem Wasser, dem ich schwerlich entgehen würde, wenn er sich auf dem Herde befände.“

Da hörte er wieder die Stimme von dem Fensterladen her.

„Ach was!“ sagte der Bierheisere. „Was sollen wir hier stehen und uns die Knochen erfrieren! Danken thut es uns ja doch kein Mensch. Wenn der alte Major bei unsereinem das Fenster offen gesehen hätte, würde er sich den Teufel darum bekümmert haben. Kommt zu Bett, Kinder! Wahrscheinlich ist der Dieb auch längst über alle Berge.“

Nach noch einigen Redensarten, die Narrer nicht verstehen konnte, hörte er die schweren Tritte seiner Widersacher sich entfernen, und dann ward Alles still.

„Gelobt seien die himmlischen Mächte!“ rief Narrer in einem Ton, der beinahe so freudig geklungen haben muß wie der Gesang der drei Männer im feurigen Ofen.

„Nun will ich vor allen Dingen versuchen, ob ich ohne erheblichen Schaden wieder aus dem Schornstein hewauskomme, denn auf kleine Unannehmlichkeiten bin ich bei allen Vorkommnissen des Lebens gefaßt.“

Und nachdem er also gesprochen, bog er den Oberkörper etwas vornüber, um mit den Händen einen Anhalt zu suchen. Durch diese Bewegung verlor der Körper jedoch seine Spannung, die Kniee rutschten und der unglückliche Narrer fiel aus dem Schornstein auf den Herd hinab und zwar gerade mit der aufgerissenen Naht in ein Kasserol mit warmem Wasser, daß dasselbe hoch aufspritzte und dann mit leisem Klatschen wieder auf die Platten niederfiel.

„Wie ich es gesagt habe", brummte Narrer mit bewunderungswürdiger Fassung. „Gewade mit der aufgegangenen Naht ins warme Wasser. Es ist wenigstens noch ein Glück, daß es nicht mehr heiß ist, sonst hätte ich mich doch sehr unangenehm verbwühen können."

Mit unsaglicher Anstrengung arbeitete er sich nun aus dem engen Eisentopf, in den er förmlich wie ein Keil hineingetrieben worden war, wieder heraus und kam dann, nachdem er noch einige Male in die heiße Asche gefaßt hatte, glücklich wieder auf seinen einen Stiefel und seinen einen Strumpf zu stehen.

Als er festen Boden unten den Füßen fühlte, begann er wieder in die Dunkelheit hineinzuriechen wie ein Hühnerhund, der einen Hasen wittert.

„Hier in der Gegend muß etwas zu essen stehen", begann er wieder sein Selbstgespräch. „Bei all meinem

sonstigen Unglück werde ich nun doch wenigstens nicht mehr verhungern."

Und er trat vorsichtig mit dem Strumpf vorwärts und zog den Stiefel hinterdrein, bis seine als Fühlhörner ausgestreckten Hände an einen Küchentisch stießen.

„Ah!" sagte Narrer. „Jetzt wären wir also bei den Fleischtöpfen Aegyptens."

Und er begann behutsam auf dem Tisch herumzutasten.

„Da habe ich etwas Nasses und Weiches", fuhr der hungrige junge Mann fort, „wahrscheinlich ein kaltes Stück Fleisch vom Mittagsessen!"

Und mit einer schnellen Bewegung führte er es zum Munde und biß hinein.

„Brr! Pfui Teufel!" krächzte er aber gleich darauf wieder. „Es ist ein Küchenlappen. Das war ja ein ganz greulicher Geschmack!"

Nachdem er seine Zunge wieder gereinigt hatte, fühlte er weiter.

„Wieder etwas Feuchtes und Kaltes!" sagte er. „Diesmal wollen wir aber doch erst mit einem kleinen Stückchen anfangen."

Und er löste eine Wenigkeit von dem Feuchten und Kalten ab, steckte es mit großer Vorsicht in den Mund und kostete behutsam.

„Ah!" machte er, sich wohlgefällig den Magen rei-

bend. „Das ist kalter Eierkuchen! Wundervoll! Ganz wundervoll!“

Er war eben im Begriff, sich ein größeres Stück abzubrechen, als er deutlich ein Geräusch in dem vordern Zimmer hörte.

Er horchte und warf einen erschreckten Blick durch die offen gelassenen Thüren.

Das Geräusch wurde stärker, er hörte deutlich lautere und leisere Schritte und dann sah er auch an den hellern Fenstern dunkle Schatten sich vorbeibewegen.

Narrer begann schon wieder der Angstschweiß auf die Stirn zu treten.

„Da sind meine Verfolger!“ hauchte er fast unhörbar. „Sie haben mich also blos sicher machen wollen und sind nun doch in die Wohnung eingedwungen. Wenn sie mich finden, schneiden sie mir jetzt die Ohren ab, weil ich mich nicht fweiwillig ergeben habe. Ich werde wieder in meinen Schornstein zuwückgehen.“

„Wo ist er denn?“ hörte er da eine rauhe Stimme im Vorderzimmer fragen.

„Ja, ich kann ihn auch gar nicht finden“, antwortete ein schwächeres Organ.

„Sie suchen mich!“ keuchte Narrer, mit Blitzesschnelle in seinen Gedanken einen Feldzugsplan entwerfend. „Wenn ich wieder in den Schornstein gehe,

könnte das leicht Gewäusch machen und außerdem würde es auch zu viel Zeit wegnehmen. Was also thun?"

„Vielleicht ist er in der Küche!" brummte die rauhe Stimme wieder.

„Das ist möglich! Ich werde einmal nachsehen", entgegnete die andere.

Dann hörte Narrer näherkommende Tritte.

„Sie kommen!" ächzte er, und von dem Instinkt der Selbsterhaltung geleitet, faßte er mit schnellem Griff den beinahe noch vollständigen kalten Eierkuchen, knöpfte ihn sich vorn unter den Rock und sprang dann mit einigen kühnen gewaltigen Sätzen, den Strumpf voran und den Stiefel hinterher, in das an die Küche stoßende Zimmer, suchte nach dem Bett, das er vorhin entdeckt hatte, stürzte sich, als er es gefunden, hinein und zog mit einem schnellen Ruck das schwere Deckbett über den Kopf.

Einige Augenblicke nachher hörte er, wie die herumliegenden Scherben des Kaffeegeschirrs noch einmal zertreten wurden, und fast gleichzeitig einen leisen weiblichen Aufschrei.

„Was ist denn?" fragte wieder die barsche Stimme aus dem Vorderzimmer.

„Hier müssen Diebe gewesen sein", schrie das

sanftere Organ. „Das Kaffeegeschirr liegt zerbrochen auf der Erde herum. Ach mein Gott, welcher Schaden!“

„Was geht uns jetzt das Kaffeegeschirr an!“ brummte der Baß. „Wir werden in diesem Leben doch keinen Kaffee mehr trinken. Suchen Sie nur schnell den Leuchter und stecken Sie Licht an!“

Narrer hörte es wieder in dem kleinen Gemach knistern, knastern und rascheln und endlich drang ein matter Lichtschein zwischen Oberbett und Unterbett zu ihm hinein.

„Gott steh' mir bei!“ brüllte in demselben Moment der Baß im Vorderzimmer.

„Alle guten Geister bewahren und beschützen mich!“ kreischte gleichzeitig wie eine Verdammte der Hölle die weibliche Stimme im Hinterzimmer.

„Auguste, die Leiche ist aus dem Fenster gesprungen!“ schrie der Baß voran.

„Herr Major, es liegt ein Kerl in meinem Bett!“ zeterte die Haushälterin hinten.

„Gott sei meiner armen Seele gnädig!“ betete Narrer, in Todesschweiß gebadet, unter seinem Pfühl.

Der Major riß eine der beiden ungeladenen verrosteten Pistolen von der Wand und stürzte in das Zimmer seiner Haushälterin.

„Heinrich, mein Heinrich, vergib mir! Ich bin unschuldig!“ rief die dicke Auguste und umarmte, trotzdem sie das brennende Licht noch in der Hand hatte, den alten Rumpel.

„Gehen Sie mir mit dem Talgstummel weg!“ schrie der Major. „Sie versengen mir ja die Haare!“

„Heinrich, mein Heinrich, ich bin unschuldig!“ kreischte Auguste noch einmal, den Leuchter auf den Küchentisch stellend und Rumpel dazu von neuem umhalsend.

„Donnerwetter! Sie würgen mich!“ keuchte der Major.

„Glaube mir, Heinrich“, fuhr die dicke Auguste fort, „ich habe keine Ursache vor Dir zu erröthen; ich weiß nicht, wie dieser Mann in mein Bett gekommen ist!“

Und damit wollte sie sich in einem plötzlichen Krampf von Schamerglühen noch dichter an ihren Bräutigam schmiegen, stieß ihm jedoch in diesem Bestreben mit ihrem harten Kopf so heftig unter die Nase, daß der Major laut niesen mußte.

„Zur Gesundheit!“ klang unter dem Deckbett geisterhaft die Stimme Narrer's hervor, der Niemand niesen hören konnte, ohne ihm Glück dazu zu wünschen.

„Woher wissen Sie denn überhaupt, daß es ein

Mann ist?" fragte der Major, der Narrer's Gratulation nicht gehört hatte.

„O Heinrich", sagte Auguste, noch einmal schamerglühend, „sieh doch, er hat ja einen Stiefel an!"

Und damit zeigte sie verstohlen nach Narrer's einem Bein, das unter der Decke hervorragte.

„Zum Teufel, er hat ja einen Strumpf an! Es ist ein Frauenzimmer!" rief der Major, an das Bett tretend und Narrer's andern Fuß betastend.

„Um Gotteswillen! Nicht an den Fußsohlen kitzeln! Ich bekomme gleich Schaum vor den Mund!" schrie Narrer, das Deckbett zurückwerfend und sich in eine sitzende Stellung erhebend.

Der Major Rumpel und die dicke Auguste taumelten, von Entsetzen gepackt, einige Schritte zurück.

„Die Leiche!" schrie der Major.

„Gott vergib mir alle meine Sünden!" stöhnte Auguste

„Dem Himmel sei Dank, daß Sie endlich wieder da sind, Herr Major Wumpel!" sagte Narrer freundlich, in seiner sitzenden Stellung verharrend.

„Herr, Sie sind todt!" rief Rumpel.

„Nein, noch nicht", entgegnete Narrer, „aber viel hätte allerdings nicht gefehlt, dann wäre ich verhungert."

„Hat sich was zu verhungern!" schrie der Major.

„Ihre Gedanken verwirren sich. Vergiftet sind Sie ebenso gut wie ich und Auguste!“

Narrer sprang mit beiden Beinen zugleich aus dem Bett und starrte den Major entsetzt an.

„Sie müssen übrigens eine ebenso gute Natur haben wie wir beide“, fuhr Rumpel fort, „denn Sie haben doch noch nicht einmal Milch getrunken.“

Narrer wußte nicht mehr, ob er wachte oder träumte.

„Und Sie waren doch schon einmal todt; aber es ist allerdings wohl nur ein Scheintod gewesen“, sprach der alte Major weiter.

„Todt bin ich schon gewesen?“ fragte Narrer, indem ein kaltes Frösteln durch seine Glieder lief.

„Natürlich!“ bekräftigte Rumpel. „Das Gift muß fürchterlich in Ihrem Körper herumgerast sein, denn Sie sehen ja schon ganz schwarz im Gesicht aus!“

Dem unglücklichen Narrer drohten die Füße unter dem Leibe zusammenzubrechen, er suchte vergebens mit den Augen nach einem Spiegel und besah sich dann fast unwillkürlich seine Hände.

Sie waren auch schwarz.

Er schauderte zusammen und tastete mit den Händen nach einem Stützpunkt herum.

„Kommen Sie, Unglücklicher, und trinken Sie mit!“

rief der Major. „Vielleicht sind Sie noch zu retten, aber ich glaube es kaum.“

Und damit faßte er mit dem einen Arm Narrer um die Taille, mit dem andern ergriff er das Licht und schritt, von der dicken Auguste gefolgt, wieder in das Vorderzimmer.

„Setzen Sie sich!“ sagte er, Narrer wie eine ausgestopfte Puppe in einen Sessel werfend.

Dann nahm er eine große blecherne Milchkanne von der Erde, that selbst erst einen kräftigen Zug und setzte dann Narrer den langen Schnabel an den Mund.

„Trinken Sie!“ rief er, indem er die Kanne hinten hoch hob.

Narrer schluckte mechanisch die lauwarme Milch hinunter. Dann winkte er mit den Augen, daß er genug habe.

Aber der Major ließ sich nicht stören.

„Trinken Sie!“ donnerte er, die Kanne hinten immer höher hebend.

„Brr! Ich kann nicht mehr!“ gurgelte Narrer, mit beiden Händen nach dem Blechschnabel fassend, um ihn von seinem Munde zu entfernen.

Aber der Major drückte desto stärker und hob hinten immer höher.

„Trinken Sie, Unglücklicher!“ donnerte er.

Rarrer's Kopf schwoll förmlich an und seine Augen begannen aus ihren Höhlen zu treten.

„Er stirbt!" kreischte die dicke Auguste.

Der Major setzte die Kanne ab und blickte seinem Patienten ins Angesicht.

„Ich glaube auch!" sagte er, noch einen Zug aus der Kanne nehmend und sie dann Augusten reichend, die ebenfalls trank.

„Ich platze!" stöhnte Rarrer.

„Mein Gott, nur nicht auf meine reinen Dielen!" kreischte die Haushälterin mit jener Pflichttreue der Frauen, die sich selbst in der Todesstunde nicht verleugnet.

„Ich will 'mal nachsehen, ob sein Herz noch schlägt", sagte der Major.

Und dann steckte er seine rechte Hand unter den zugeknöpften Rock Rarrer's, um dessen Herzschläge zu untersuchen.

Aber kaum hatte er die Hand hineingesteckt, als er sie auch sogleich mit einer Schreckensgeberde wieder zurückzog, als wenn er eine giftige Schlange berührt hätte.

„Er ist schon ganz steif und kalt!" sagte er, seine Haushälterin entsetzt anblickend.

„Ach du himmlische Güte!" rief diese, sich die Hand vor die Augen haltend.

„Fühlen Sie einmal selbst!“ sagte der Major. „Ganz steif und kalt, so wahr mir Gott helfe!“

„Ich thu's nicht!“ kreischte Auguste.

„Fühlen Sie!“ rief der alte Rumpel befehlend.

„Nein, ich kann nicht! Ich traue mich nicht!“ rief die Haushälterin.

Der Major begann mit den Augen zu rollen, faßte den rechten Arm Augustens wie mit eisernen Schrauben und steckte die Hand trotz ihres Widerstrebens unter Narrer's zugeknöpften Rock.

Die Haushälterin schrie laut auf bei der ersten naßkalten Berührung.

„Nicht wahr?“ fragte Rumpel, die Hand Augustens noch immer in Narrer's Rock zwängend.

„Ach, mein Gott!“ sagte das dicke Mädchen nach einer kleinen Pause.

„Nun?“ fragte der Major, seine Blicke an Augustens Antlitz klammernd.

„Was ist denn das?“ fuhr diese mit einem ganz eigenthümlichen Ton in der Stimme fort.

„Haben Sie noch eine neue Entdeckung gemacht?“ rief der Major.

„I, so was lebt aber nicht zum zweiten Male!“ fuhr die Haushälterin fort. „Wie kommt denn der eigentlich hierher?“

„Wer?“ fragte Rumpel, halb neugierig, halb verwundert.

„Mein Eierkuchen!“ sagte Auguste, Narrer's Rock aufknöpfend und sich ihres Gebäcks wieder bemächtigend.

„Na, das ist aber wirklich die Möglichkeit!“ sagte Rumpel ganz verdutzt vor sich hin.

Dann erhob er seine Stimme und schrie seinen Schutzbefohlenen an:

„Junger Mann, wie sind Sie zu unserm Eierkuchen gekommen?“

Bei dem Worte Eierkuchen schien eine angenehme Erinnerung durch Narrer's Seele zu ziehen. Seine bleichen Züge lächelten, die matten Augen öffneten sich und die Hand streckte sich nach dem Gebäck aus, das die dicke Auguste wie eine wiedereroberte Fahne im Arm hielt.

„Um Gotteswillen nicht!“ rief der Major, seine Haushälterin weit von Narrer wegschiebend. „Das könnte Sie auf der Stelle tödten. Aber trinken Sie noch einmal!“ setzte er hinzu, die Milchkanne wieder vom Boden aufnehmend und sie emporhebend, um den Schnabel in Narrer's Mund zu prakticiren.

„Nein!“ schrie Narrer mit gewaltiger Energie. „Lassen Sie mich zufrieden, ich twinke nicht einen Twopfen mehr!“

Und damit sprang er aus seinem Sessel empor,

holte das Taschentuch hinten aus seinem Rock und trocknete sich mit demselben den Todesschweiß von der Stirn, der heute schon mehrere Male aus seinem Schädel hervorgeperlt war.

Der Major sah Narrer mit einem Blick an, in dem sich das tiefste Entsetzen malte.

„Mein Gott! Sie färben ja ab! Sie häuten sich ja!" rief er. „Das sind die allerschlimmsten Folgen der Vergiftung."

Narrer bekam jetzt einen Schreck, daß ihm alle Nerven bebten, dann aber blickte er sein Taschentuch an und schien über etwas nachzudenken.

„Hat Ihnen das Gift auch schon die Zunge gelähmt?" fragte der Major theilnehmend.

„Sagen Sie 'mal, wie kommen Sie eigentlich darauf, daß ich vergiftet sein soll?" gegenredete Narrer, dem Manches klar zu werden schien.

„Nun", antwortete Rumpel in einem Ton, als wenn sich das ganz von selbst verstände, „wenn Auguste und ich vergiftet sind, dann müssen Sie es doch noch weit mehr sein!"

„Meinetwegen seien Sie so viel vergiftet, wie Sie wollen", sagte Narrer, der sich nun zu ärgern begann, „aber thun Sie mir wenigstens den Gefallen und lassen Sie mich dabei aus dem Spiel. Wie ich

Ihnen schon vorhin gesagt habe: verhungert bin ich, aber nicht vergiftet."

Mit diesen Worten trat er zu der dicken Auguste heran, brach sich ein Stück von dem kalten Eierkuchen ab und steckte es mit einer krampfhaften Hast in den Mund.

Als der Major das sah, lief er wieder nach der Milchkanne, aber Narrer retirirte hinter den Tisch und machte mit beiden Händen abwehrende Bewegungen.

„Bleiben Sie mir vom Leibe mit Ihrer verdammten Milch!" schrie er dem anstürmenden Rumpel entgegen. „Nach dem weichlichen Zeug ist mir noch viel schlechter zu Muthe geworden."

„Seien Sie doch nicht leichtsinnig, junger Mann!" donnerte der Major. „Sie verstehen das nicht. Milch ist das beste Gegengift, wenn es schnell angewandt wird."

„Ich bin aber nicht vergiftet!" schrie Narrer zurück, der sich bereits in einem äußerst nervösen Zustande befand. „Was wollen Sie eigentlich von mir? Wer soll mich denn vergiftet haben?"

„Das wissen Sie noch nicht?" rief Rumpel.

„Nein, das weiß ich noch nicht!" echote Narrer.

„Nun, wer denn anders als die Commercienräthin Baldrian!"

Narrer machte ein dummes Gesicht.

„Wie?“ fragte er in dem Glauben, nicht recht gehört zu haben.

„Die Commercienräthin Baldrian!“ schrie Rumpel. „Jetzt scheint Ihnen das Gift schon auf die Ohren gefallen zu sein!“

„Sie machen sich wohl einen Spaß mit mir?“ fragte Narrer. „Wenn das der Fall sein sollte, würde ich jetzt doch ergebenst bitten, endlich zum Ernst überzugehen und mir etwas zu essen zu geben, denn mich hungert entsetzlich.“

Und mit diesen Worten trat er wieder zur Köchin und brach sich ein Stück kalten Eierkuchen ab.

„Sie scheinen wirklich in Berlin schlecht bekannt zu sein“, begann der Major wieder, „wenn Sie nicht einmal wissen, weß Geistes Kind die Commercienräthin Baldrian ist und womit sie sich beschäftigt.“

„Na, womit beschäftigt sie sich denn?“ fragte Narrer, trotz seines qualvollen Zustandes neugierig werdend.

„Sie macht den Menschen mit kaltem Blute das Herz im Leibe verdorren“, sagte der Major.

Narrer lachte.

„Den armen vortrefflichen Frohberg hat sie auch wieder auf dem Gewissen!“ erzählte Rumpel weiter.

Narrer machte erst ein erstauntes und dann ein nachdenkliches Gesicht.

„Die Baldrian hat ihn auch langsam vergiftet", fuhr der Major fort, „obgleich er es vielleicht selbst noch nicht weiß; aber die Gabe ist stark genug. Entweder wird er langsam daran hinsiechen oder auch einmal ganz plötzlich weggerafft werden."

Narrer dachte immer angestrengter nach.

„Mit einem Wort, die Commercienräthin Baldrian ist eine berüchtigte Giftmischerin!"

„Unsinn!" rief Narrer. „Wer hat Ihnen denn das eigentlich aufgebunden?"

Der alte Major fing an sich zu erhitzen.

„Aufgebunden?" schrie er. „Wie können Sie sich solcher Ausdrücke bedienen, junger Mann? Der General von Hufnagel hat es in unserm Club erzählt und die andern Herren wußten es alle auch."

„Das haben Sie falsch verstanden!" schrie Narrer.

Der Major wurde puterroth im Gesicht.

„Herr", schrie er, „wie können Sie sich erdreisten zu sagen, daß ich falsch verstanden habe! Entweder verstehe ich etwas gar nicht, oder ich verstehe es richtig. Weit näher liegt aber der Fall, daß Sie nichts davon erfahren haben, denn mit Ihren Verstandeskräften scheint es mir nicht besonders bestellt zu sein, das habe ich vom ersten Augenblick unserer Bekanntschaft an bemerkt!"

„Wie so?" rief Narrer, ebenfalls roth werdend.

„Ich wünschte, ich wäre Ihnen nie auf meinem Lebenswege begegnet", fuhr der Major fort, der Narrer's Frage nicht gehört hatte oder nicht beachtete.

„Wie so?" brüllte Narrer noch einmal, indem er zornig mit den Augen rollte, was man früher noch nie an ihm bemerkt hatte.

„Weil Sie mir immer Unglück bringen, wenn ich mit Ihnen zusammentreffe!" rief der Major.

„Das ist wieder nicht wahr! Ich bin Ihnen noch heute gefällig gewesen!" entgegnete Narrer.

„Hol' der Teufel Ihre Gefälligkeit!" schrie Rumpel, immer mehr in Hitze gerathend. „Ich gebe Ihnen einen Zettel für das Miethbureau mit und Sie schicken mir eine Giftmischerin auf den Hals!"

„Hol' der Teufel Ihre Wahrheitsliebe!" antwortete Narrer. „Twotz meiner wüthenden Zahnschmerzen erbiete ich mich, Ihren Zettel mit auf das Miethcomptoir zu twagen, um Ihnen den Gang zu ersparen. In meiner Gewissenhaftigkeit besorge ich zuerst Ihre Commission und gehe dann erst zu meinem Zahnarzt. Nachdem mir dieser Unmensch einen falschen Zahn ausgezogen hat, besitze ich ungeachtet meiner immer wüthender werdenden Schmerzen dennoch Aufopferung und Gefälligkeit genug, um noch einmal hierher zu laufen und Ihnen zu sagen, daß Alles gut besorgt ist und daß noch heute

eine Dame kommen würde, um Ihre Haushältewin zu miethen."

„Den Teufel hat sie gemiethet, aber nicht meine Haushälterin!" rief der Major wüthend.

„Aber wie lohnen Sie mir meine Mühe? Wie danken Sie mir meine Gefälligkeit?" fuhr Narrer in seiner Hitze fort, ohne von Rumpel's Einwurf Notiz zu nehmen. „Nachdem ich hier von wahnsinnigen Schmerzen überwältigt in einen Sessel gesunken und vor Ermattung eingeschlafen bin, verlassen Sie mit ihrer Köchin heimlich die Wohnung, schließen mich hier ein und geben mich einem elendiglichen Hungertode pweis!"

„Weil Sie todt waren!" schrie der Major. „Leichen brauchen keine Nahrung mehr!"

„Seien Sie wuhig, Herr!" tobte Narrer. „Ich bin keine Leiche, aber Sie scheinen auf Ihrer Vergnügungspartie, die Sie unpassenderweise mit Ihrer Köchin gemacht haben, etwas zu viel getwunken zu haben!"

„Der Teufel hat 'ne Vergnügungspartie gemacht!" schrie der Major, sich in die Haare fassend. „Und getrunken habe ich blos Milch! Verstehen Sie mich?"

„Das ist mir ganz egal!" fuhr Narrer in seiner tiefen und wachsenden Entrüstung fort. „Von Milch kann man auch betwunken werden, wenn man sie unmäßig genießt, wie Sie es ohne Zweifel gethan haben.

Die Facta können Sie aber nicht wegleugnen: Sie haben mich hier im schlafenden Zustande tweulos verlassen und eingeschlossen. Als ich aufwache, sind meine Zahnschmerzen weg von dem Mittel, das mir die Commercienräthin Baldrian gegeben hatte, aber dafür plagt mich ein wüthender Hunger, weil ich seit zwei Tagen nur Flüssigkeiten zur mir genommen hatte. Ich wufe aus dem Fenster, um mir etwas holen zu lassen, die Leute lachen mich aus. Ich versuche aus dem Fenster zu steigen, twete aber dabei unglücklicherweise einem Budiker auf den Kopf, der unten Abendluft genießt. Der Budiker hält mein Bein fest, weil er mich für einen Dieb hält, und erst als er mir den Stiefel ausgezogen hat, gelingt es mir wieder in dies Zimmer zuwückzuflüchten. Der Budiker belagert mich mit seinen Spießgesellen und dwoht mir die Ohwen abzuschneiden. Ich flüchte nach hinten, werfe einen Tisch um, auf dem etwas gestanden hat, von dem ich noch nicht weiß, was es war, spwinge auf den Feuerherd, twete in heiße Asche, klettere in den Schornstein, falle wieder hewaus, und zwar mit einer aufgegangenen Naht —"

Hier warf Narrer trotz der Ekstase, in der er sich befand, einen ängstlich keuschen Blick auf die dicke Auguste, knöpfte sich schnell den Rock zu und fuhr dann fort:

„In einen Kessel mit Wasser, das glücklicherweise nicht mehr kochend war, denn sonst —“

Hier warf Narrer noch einen Blick auf die Köchin und machte dann Miene, sich noch einmal den Rock zuzuknöpfen, obgleich er es bereits gethan hatte.

„Sind Sie nun fertig mit Ihrer Geschichte?“ rief der Major Rumpel.

„Nein!“ schrie Narrer zurück, durch die Aeußerung des Majors wieder in Redefluß kommend. „Nachdem ich also alle diese Höllenqualen schon erduldet habe, höre ich meine Belagerer sich entfernen. Von Hunger gepeinigt suche ich mir in der Küche etwas zu essen, und als ich eben einen kalten Eierkuchen gefunden habe, höre ich Gewäusch im Vorzimmer und Stimmen, die nach mir zu verlangen scheinen. Ich denke natürlich, es sind meine Belagerer, knöpfe meinen Eierkuchen unter den Wock und verstecke mich in das Bett der Köchin!“

„Siehst Du, Heinrich, daß ich unschuldig bin!“ rief hier die dicke Auguste, dem Major um den Hals fallend, ohne dabei ihren Eierkuchen aus der Hand zu legen.

„Brr! Gehen Sie mir doch mit Ihrem Eierkuchen vor dem Munde weg!“ schrie Rumpel. „Ich kann ihn schon warm nicht essen, aber kalt ist er geradezu scheußlich!“

„Na, und das Andere wissen Sie ja“, fuhr Narrer

fort. „Sie kommen nach Hause, machen mir Angst, daß ich vergiftet bin, filtwiren mir eine Unmasse widerliche Milch ein und behaupten schließlich noch, daß ich Ihnen Unglück bwächte, während es gewade umgekehrt der Fall ist. Was können Sie nun zu Ihrer Entschuldigung anführen?“

„Sie sind verrückt!“ sagte der Major.

„Nein, Sie sind vewwückt!“ schrie Narrer. „Weshalb behandeln Sie mich so niedertwächtig, weil ich die Gefälligkeit gehabt habe, Ihnen eine Dame herzuschicken, die Ihre Köchin miethen sollte?“

„Sie hat sie aber nicht gemiethet!“ brüllte Rumpel.

„Na, was hat sie denn gemacht?“ schrie Narrer.

„Um gar keinen Verdacht auf sich zu lenken und ganz freies Spiel zu haben, hat sie uns beiden vorgeredet, daß wir verliebt in einander wären und daß wir uns heirathen müßten“, rapportirte der Major. „Und als sie mir endlich ein gezwungenes Versprechen abgepreßt hatte, ging sie ab. Ihr Werk war ihr gelungen. Sie hatte uns Arsenik anstatt Zucker in den Kaffee gethan. Als wir das Gift schon im Leibe hatten, erfuhr ich erst, daß es die Commercienräthin Baldrian gewesen sei, die mich besucht hatte.“

Narrer machte erst ein Gesicht, als wenn die Katze

donnern hört, und dann blies er beide Backen auf wie Jemand, der das Herausplatzen verhindern will.

„Na“, fuhr der Major fort, „mein Wort hatte ich einmal gegeben, und sterben mußten wir doch einmal, was konnte ich denn da weiter riskiren, wenn ich die Auguste heirathete? Die Baldrian hatte mir da so viel in den Kopf geredet, und man will doch mit so ruhigem Gewissen wie möglich sterben, na, da packte ich sie denn in eine Droschke, fuhr zum nächsten Pastor, erzählte ihm, daß ich vergiftet wäre, und ließ uns die Nothtrauung geben und dann das Abendmahl gleich hinterher.“

Jetzt konnte es Narrer nicht länger aushalten, sondern platzte laut heraus.

„Herr, wie können Sie darüber lachen?“ schrie der Major entrüstet. „Sie besitzen ja keinen Funken von Moralität!“

„Mein Himmel! Ist es denn möglich! Ist es denn möglich! rief Narrer, die Hände zusammenschlagend und wie betend nach der Decke blickend.

„Nun natürlich ist es möglich!“ tobte der Major weiter. „Nachdem die heilige Handlung an uns vollzogen war, machte es uns der menschenfreundliche Prediger dringend zur Pflicht, sogleich zu einem Arzt zu fahren und Rettungsversuche an uns vornehmen zu lassen. Ich

hatte eigentlich keine rechte Lust dazu", fuhr der Major mit einem unmuthigen Blick auf seine Haushälterin fort, die denselben jedoch mit ihrem zärtlichsten Lächeln erwiderte, „aber die Auguste quälte so, und Selbsterhaltung ist doch am Ende Christenpflicht, außerdem will man in seiner Todesstunde so wenig wie möglich Sünden zu bereuen haben. So fuhren wir denn los, obgleich ich fest überzeugt war, daß alle Mühe vergebens sein würde."

Die dicke Auguste weinte still in ihr Taschentuch und Narrer benutzte die günstige Gelegenheit, um ihr wiederum ein Stückchen kalten Eierkuchen abzukneipen.

„Die Mühe und die Kosten für die vielen Droschken hätte ich mir allerdings sparen können", fuhr der Major fort, „denn gegen Abend ist ja in ganz Berlin kein Doctor zu Hause zu finden. Wir waren bei siebenundzwanzig vergebens, und da ich mich immer schwächer und schwächer werden fühlte, so fuhr ich zuletzt zu einem Milchmann, kaufte ihm Kanne und Inhalt zusammen ab und glaube in der That, daß ich durch dieses vortreffliche Mittel unsern Tod um einige Stunden hinausgeschoben habe. Jedenfalls wird derselbe aber dennoch in dieser Nacht erfolgen, denn wen die Commercienräthin Baldrian unter den Fingern gehabt hat, mit dem ist es baldigst aus."

„Nein, im Gegentheil“, rief Narrer, „mit dem fängt es erst ordentlich an!“

„Wie so?“ fragte der Major, der ihn durchaus nicht begriff.

„Weil die Baldrian keine Giftmischerin ist, wie Sie sich fälschlich einbilden“, antwortete Narrer, „sondern eine allbekannte, vielgesuchte und vielverfluchte Ehestifterin!“

Den Major schien ein Blitzstrahl getroffen zu haben, denn er zuckte zusammen wie Othello, als diesem von Jago der erste Tropfen giftiger Eifersucht ins Ohr geträufelt wird.

„Wie ich Ihnen gesagt habe, Sie haben das falsch verstanden!“ fuhr Narrer fort. „Wenn Sie gehört haben, daß die Baldrian den Leuten das Herz im Leibe verdorren mache und ihnen ihr Leben vergifte, so war das bildlich gemeint.“

Der Major stieß einen leisen Schmerzenston aus.

„Und Frohberg?“ fragte er mit röchelnder Stimme.

„Den hat sie auch verheirathet“, fuhr der junge Mann fort, indem ein Schatten über seine bleichen Züge flog. „Sie sind der geschickten Ehefabrikantin auch zum Opfer gefallen“, setzte er dann nach einer kleinen Pause hinzu. „Das ist die einfache und einzig richtige Auflösung des großen Mißverständnisses, das

uns heute beide so gequält und so heftig an einander gebwacht hat."

Der Major taumelte.

„Heinrich, mein geliebter Heinrich, was ist Dir?" rief die dicke Auguste, in einem plötzlich auflodernden Freudentaumel den sinkenden Rumpel mit ihren Armen auffangend. „Hat Dich die plötzliche Freude so angegriffen? Bist Du betäubt von dem Glück, daß wir nun doch einander angehören für das ganze Leben? O, ich will Dich so glücklich machen, so glücklich! Du sollst keine Hafergrütze und keinen Eierkuchen mehr bekommen! Wenn Du nachmittags schlafen willst, werde ich nicht mehr die Fenster poliren, sondern Deinen lieben Kopf an meinem treuen Busen in Schlummer wiegen. Ich gehe Dir nicht mehr von der Seite; ich will Dich hätscheln und pflegen mit solcher Liebe, wie Du es gar nicht ahnen kannst!"

Durch den Körper des alten Majors lief ein leichter Schauder. Die dicke Auguste führte ihn zu einem Sessel und ließ ihn sanft in denselben niedersinken.

„Setz' Dich, mein kleiner Heinrich!" sagte sie schmeichelnd. „Die Freude war zu groß, sie hat Dich angegriffen. Die gute liebe prophetische Baldrian!" setzte sie dann hinzu. „Sie hat mir Alles richtig vorhergesagt und ihr habe ich mein ganzes Glück zu danken!"

Der Major ballte schwach die Fäuste und in Rarrer's Antlitz leuchtete ein düsterer und drohender Ingrimm auf.

„Sie wird auch noch ihre Sttwafe finden!“ murmelte er leise vor sich hin.

Dann aber raffte er sich schnell empor und sagte laut zu Rumpel: „Da sich nun alle unsere Zweifel und gegenseitigen Mißverständnisse aufgelöst haben, Herr Major, so will ich Sie jetzt in Ihrem Glück nicht länger stören und bitte um die Erlaubniß, mich entfernen zu dürfen.“

Der Major nickte schwach mit dem Kopfe.

„Halt!“ rief aber gleichzeitig die dicke Auguste, Rarrer's Arm mit beiden Händen packend. „Sie dürfen sich heute unter keinen Umständen von hier entfernen!“

„Weshalb denn nicht?“ fragte Rarrer ganz erschrocken.

Die Haushälterin gerieth in eine sichtliche Verlegenheit, ihre Wange erglühte, ihr Auge senkte sich zu Boden, ihre Finger spielten mit dem fettigen Schürzenbande und ihre Lippen murmelten fast unhörbar:

„Nun, mein Gott, weil — verstehen Sie denn nicht die Situation, in der ich mich befinde?“

„Nein“, sagte Rarrer, „die verstehe ich nicht.“

„Aber ich begreife nicht“, hauchte die dicke Auguste weiter. „Sie haben doch eben erfahren, daß eine Nothtrauung an uns vollzogen ist, weil wir uns vergiftet

glaubten; nun wir jedoch leben, muß doch wohl eine wirkliche Trauung folgen, ehe — ehe — ehe Alles in Ordnung ist!"

„Ja, das glaube ich allerdings auch", sagte Narrer. „Nun darf ich mich aber wohl empfehlen?"

„Halt! Wo denken Sie hin!" fiel die dicke Auguste schnell ein. Und dann setzte sie wieder mit reizender Verschämtheit hinzu: „Ich bin doch also eigentlich erst verlobt mit ihm!"

„Ja, allerdings. Sie sind eigentlich erst verlobt mit ihm!" bestätigte Narrer. „Nun erlauben Sie aber wohl, daß ich mich Ihnen empfehle. Ich bin fürchterlich hungwig und muß irgendwo Abendbwod essen."

„Halt! Bleiben Sie! Ich bitte Sie um Gotteswillen!" fiel die dicke Auguste wieder ein. Und dann hauchte sie wieder mit niedergeschlagenen Augen: „Ich kann doch nicht allein in dieser Wohnung mit ihm bleiben!"

Narrer machte schon wieder ein Gesicht, als wenn er beten wollte.

Und dann sagte er, nach seinem Hut suchend: „Nun bitte ich aber sehr, mich empfehlen zu dürfen; ich kann unter keinen Umständen länger bleiben!"

Auguste schien sich in das Unvermeidliche zu fügen, seufzte aber so recht aus tiefstem Herzen auf.

Plötzlich aber fielen ihre Blicke auf Narrer, der noch

immer seinen Hut suchte, und in ihren Augen flammte eine neue Hoffnung auf.

„Mein Herr“, rief sie, „Sie können uns nicht verlassen!“

Narrer fuhr erschrocken zusammen.

„Weshalb denn nun schon wieder nicht?“ fragte er barsch.

„Weil Sie nur einen Stiefel anhaben!“ rief freudig die dicke Auguste.

„Ah, verdammt!“ sagte Narrer, stehenbleibend und seinen Strumpf betrachtend, der allerdings beinahe ebenso schwarz war wie sein Stiefel. „Legitimiren Sie mich beim Budiker“, wandte er sich dann an die Köchin, „damit er mir mein wechtmäßiges Eigenthum zuwückgibt.“

„Der Budiker schläft schon“, sagte frohbewegt die dicke Auguste.

Narrer machte ein unmuthiges Gesicht und dachte nach. Dann schien er plötzlich etwas gefunden zu haben.

„Herr Major! schrie er Rumpel in die Ohren.

Der alte Mann fuhr erschrocken auf seinem Stuhl in die Höhe und blickte sich ängstlich um, als befürchtete er, daß schon wieder ein neues Ungemach über ihn hereingebrochen sein könnte.

„Borgen Sie mir einen wechten Stiefel!“ schrie ihm Narrer noch einmal in die Ohren.

Der Major schien noch nicht recht verstanden zu haben.

„Haben Sie die Güte und borgen Sie mir einen wechten Stiefel!" wiederholte Narrer. „Ich habe Ihnen ja erzählt, daß mir der Budiker den meinigen ausgezogen hat, als ich aus dem Fenster steigen wollte."

„Ja so!" machte der Major Rumpel, ohne sich von seinem Sessel zu rühren.

„Ich kann doch nicht mit einem Stiefel und einem Stwumpf über die Stwaße gehen!" fuhr Narrer fort.

„Ja so!" machte der Major Rumpel, ohne sich von seinem Sessel zu rühren.

Der Herr Major — wollte ich sagen, mein Heinrich — hat aber Sporen daran!" fiel die dicke Auguste ein, die noch immer nicht die Hoffnung aufgab, den hungrigen Narrer als Tugendwächter bei sich zu behalten.

„Ja, ich habe Sporen daran", wiederholte Rumpel. „Das ist noch solche alte Beibehaltung vom Soldatenstande her. Wir tragen alle Sporen in unserm Club."

„Das schadet nichts!" rief Narrer. „Ein gespornter ist immer besser als gar keiner. Herr Major, ich bitte Sie um diese Gegengefälligkeit!"

Ueber Rumpel's Gesicht zog eine wehmüthig bittere Erinnerung.

„Holen Sie einen von meinen Stiefeln!“ sagte er dann zu seiner haushälterischen Braut.

Die dicke Auguste entfernte sich sichtbar unwillig und blieb so entsetzlich lange, daß Rarrer schon wieder anfing, Magenkrämpfe zu bekommen. Als sie endlich wiederkam, trug sie etwas sehr vorsichtig in der rechten Hand.

„Da!“ sagte sie, Rarrer mit zwei Fingern jenen Gegenstand hinreichend. „Er ist aber nicht geputzt und wird Ihnen auch wohl etwas zu groß sein!“

Rarrer trat einen Schritt zurück und betrachtete dann mit vorgebeugtem Oberkörper das Ding, das ihm die dicke Auguste mit weitausgestrecktem Arm hinhielt.

„Das ist ein Stiefel?“ fragte er verwundert.

„Nun natürlich!“ entgegnete die Köchin. „Wofür halten Sie es denn sonst?“

„Für einen gewesenen Stiefel!“ sagte Rarrer. „Für den Geist eines Stiefels, der keine Wuhe im Gwabe hat und nun nach seinem Tode auf der Welt hewumschleichen muß, um die Menschen zu ängstigen.“

Das Ding sah allerdings merkwürdig genug aus, und man konnte Rarrer eigentlich nicht Unrecht geben, daß er ihn nicht mit bloßer Hand anfaßte.

Das Alter des Dinges, das sich einst ein Stiefel nannte, war schwer zu bestimmen, jedenfalls rührte er

aber wohl noch aus der Militärzeit des Majors her; dafür zeugte der gewaltige, jetzt total verrostete lange Sporn mit einem großen stumpfen Rade, das sich jetzt aber nicht mehr um seine Axe drehte.

Zehnjährige Inactivität und der ungesunde Aufenthalt in einer staubigen und finstern Kammer hatten das ohnehin bereits invalide Kleidungsstück ganz krumm zusammengetrocknet, sodaß der Theil, der sonst den Ballen und Umgegend bedeckt hatte, jetzt mit abgetrennter, klaffender Sohle fast senkrecht emporstand, nicht unähnlich dem Kopf einer Forelle mit weitaufgesperrtem Maul, wie sie uns gewöhnlich in Schlesien und Sachsen auf die Tafel gebracht werden.

Die alten, mager gewordenen Anziehstrippen sahen aus wie die langgezogenen Ohren eines faulen Dorfschuljungen, die Schäfte glichen der weiten runzligen Haut eines Greises, und der ganze Stiefel war so dick mit Schimmel bewachsen und mit Staub bedeckt, daß man die ehemalige schwarze Farbe gar nicht mehr erkennen konnte, sondern vielmehr einen alten, früher weiß gewesenen Strumpf vor sich zu haben glaubte.

„Nun, nehmen Sie doch!" sagte die dicke Auguste, bereits ungeduldig werdend.

Rarrer beugte seinen Kopf noch etwas mehr zu dem problematischen Stiefel hinab, blies mit vollen

Backen auf denselben hin und zog dann schnell Kopf und Oberkörper wieder zurück.

Eine dicke, schwere, unangenehm riechende Staubwolke stieg sofort empor wie die aus ihren Träumen aufgescheuchte alte Zeit und umhüllte wie ein luftiger Pudermantel die drei anwesenden Personen.

„Hatschie!“ machte der Major.

„Hatschie!“ machte die dicke Auguste.

„Hatschie! Wohl bekomm's Ihnen!“ machte endlich Narrer, der die Angewohnheit besaß, sich selbst stets zu beglückwünschen, wenn er geniest hatte.

„Danke sehr!“ sagten schließlich alle drei, sich höflich verneigend.

Die dicke Auguste hatte den Stiefel fallen lassen, der nun hülflos und verlassen wie ein invalider Greis ohne Krücke mitten im Zimmer stand.

„Und einen andern können Sie mir nicht anbieten?“ wandte sich Narrer an die bräutliche Haushälterin.

Die dicke Auguste schüttelte so energisch und bestimmt verneinend mit dem Kopfe, daß Narrer es für angemessen hielt, fernere zeitraubende, für seine Gesundheit schädliche und jedenfalls doch nutzlose Versuche aufzugeben.

Er krempte sich daher das rechte Hosenbein bis zum Knie in die Höhe, ergriff dann mit großer Vorsicht

den alten Stiefel bei seinen magern Anziehern, schob den rechten Fuß oben in den Schaft und zog.

Aber er kam kaum mit der großen Zehe auf die Sohle.

„Stärker!“ ermuthigte die dicke Auguste.

Narrer zog, daß er blau im Gesicht wurde.

„Stärker!“ rief die dicke Auguste wie ein Feldherr, der eine Colonne gegen den Feind führt.

Narrer wandte alle seine Kräfte an, stemmte den rechten Fuß nach vorwärts und zog, daß ihm die Augen aus den Höhlen traten.

Da gab es plötzlich einen Knack und im nächsten Moment lag Narrer auf dem Rücken, die beiden abgerissenen Anzieher in der Hand und den alten Stiefel auf der großen Zehe balancirend.

„Hoho!“ sagte der Major Rumpel, ohne sich umzuwenden. „Was ist denn da umgefallen?“

„Nichts, mein süßer Heinrich!“ rief ihm die dicke Auguste ins Ohr, und als Rumpel die holde Stimme vernahm, verlor er alle Lust, noch weitere Nachforschungen anzustellen.

Dann kniete die Köchin, die jetzt die Hoffnung aufgegeben hatte, den jungen Mann die Nacht über bei sich zu behalten, an Narrer's Piedestal nieder, legte sich dessen rechten Fuß auf den Schooß, preßte ihm

den alten Stiefel gewaltsam an und klopfte dann unbarmherzig gegen die Sohle, um die Hacke auch noch hinein zu bekommen.

„Au", schrie Narrer, „Sie vewwenken mir meinen Fuß! Au! Donnerwetter!"

„Seien Sie doch still und lassen Sie mich machen!" sagte die dicke Auguste, immer weiter pressend und klopfend, daß fortwährend neue, aber kleinere Staubwolken aus dem alten Stiefel hervorquollen. „So!" rief sie endlich, nachdem sie dem Hacken noch einen gewaltigen Faustschlag versetzt hatte. „Nun ist er an. Stehen Sie auf!"

Und mit diesen Worten erhob sie sich selbst vom Fußboden und war dann auch Narrer beim Aufstehen behülflich.

Als der schwergeprüfte junge Mann wieder einen ungefähren Perpendikel zur Erdoberfläche bildete, zog er das Gesicht in schmerzliche Falten und den rechten Fuß ebenso schmerzlich in die Höhe.

„Ich kann nicht auftweten!" sagte er. „Mir ist zu Muthe, als wenn ich lauter spitze Nägel im Stiefel hätte."

„Das gibt sich, das gibt sich!" tröstete die Köchin. „Treten Sie nur einigemal auf, dann sollen Sie sehen, wie leicht es bald gehen wird."

Narrer faßte sich ein Herz und machte unter gräßlichen Qualen einen Gang durch das Zimmer wie ein lahmer Kranich, der nach langer Krankheit zum ersten Male wieder ins Freie hinausgeht.

„Sehen Sie wohl!" sagte die dicke Auguste. „Es geht ganz prächtig!"

Narrer warf ihr einen wüthenden Blick zu.

„Wollen Sie sich vielleicht den Genuß auch einmal verschaffen?" fragte er.

„Sie sind sehr gütig", entgegnete die Haushälterin. „Meine Pariser sitzen mir ganz bequem."

Nachdem Narrer noch einige Male durch das Zimmer gehumpelt war, sah er, daß es doch vielleicht eine Möglichkeit sein werde, unter großen Schmerzen bis in das nächste Restaurationslokal zu kommen, und holte sich daher seinen Hut von dem Stuhl am Fenster.

„Leben Sie wohl, Herr Major!" rief er dann Rumpel ins Ohr, der noch immer apathisch in seinem Sessel saß.

Der alte Mann stand auf.

„Wollen Sie schon gehen?" fragte er mit trübem Lächeln.

„Ja! Es ist die höchste Zeit", schrie Narrer, „sonst werde ich eine wirkliche Leiche! Schlafen Sie daher wohl und lassen Sie sich etwas Angenehmes twäumen!"

Der Major machte ein wehmüthig lächelndes Gesicht.

„O mein Heinrich!" rief die dicke Auguste, ihn von hinten umhalsend. „Du wirst von mir träumen! Aber nur träumen!" setzte sie mit reizend bittendem Augenaufschlag hinzu. „Ich beschwöre Dich, Heinrich!"

„Ich danke Ihnen, junger Mann!" sagte der Major, Rarrer die Hand reichend, nachdem er sich von seiner Köchin losgemacht.

Die dicke Auguste öffnete Rarrer die Doppelthür, die auf den dunklen Hausflur hinausführte, und Rarrer humpelte mit seligen Hoffnungen auf eine baldige Mahlzeit von dannen.

„Du hättest dem Herrn leuchten sollen, Auguste", sagte der Major.

Und gleichzeitig ging er selbst an die noch offene Thür und rief hinaus:

„Nehmen Sie sich in Acht, junger Mann! Vor der Hausthür kommen zwei Stufen!"

In demselben Moment hörte man einen schweren Fall.

„Sie sind sehr gütig!" rief Rarrer's Stimme zurück. „Ich bin eben gefallen, aber es hat nichts zu bedeuten. Ich wünsche Ihnen eine angenehme Wuhe!"

Dann klappte die Hausthür und Alles war still.

V.

Häusliche Behaglichkeit.

Geld macht nicht reich,
Es sei denn reich
Das Herz zugleich.
Dänisches Sprichwort.

Schwiegermutter
Teufels Unterfutter.
Deutsches Sprichwort.

Weshalb stehen die Schwiegermütter eigentlich in so schlechtem Rufe?

Verdienen Sie es denn, daß man sie in der ganzen Welt so verschreit?

Jedenfalls muß etwas an der Sache sein, denn ohne Feuer entsteht kein Rauch, und wenn einem nichts in die Nase gekommen ist, dann niest man nicht.

Ein auffallender Umstand ist hierbei aber der, daß die besten Mütter gewöhnlich die schlechtesten Schwiegermütter werden und die besten Schwiegermütter in der Regel keine besondern Mütter gewesen sind.

Das ist leicht zu erklären.

Die gute Mutter oder die schwache Mutter, was in unserm socialen Leben gewöhnlich gleichbedeutend ist, liebt und verhätschelt das Töchterchen von Kindheit an, umgibt es mit einer fortwährenden Fürsorge und gewöhnt sich dermaßen daran, für das Püppchen zu handeln und zu denken bis ins geringste Detail hinein, daß sie die Kleine zuletzt als ein Stück von ihrer eigenen Seele betrachtet.

Die Mutter liebt das Kind wie sich selbst, und das will viel sagen, denn in Andern liebt man gewöhnlich auch nur sich selbst, und die Tochter vergilt der Mutter ihre Liebe auf ganz dieselbe Weise.

Sie genügen einander vollständig, sie füllen ihr Leben gegenseitig aus, sie haben keinen andern Wunsch, als immer bei einander zu bleiben, sich nie, nie zu verlassen.

Aber die Zeiten ändern sich und wir uns mit ihnen.

Das Püppchen wird immer größer und größer, die langen Zöpfe, auf die es einst so stolz war, werden ihm ein Greuel, die kurzen Röckchen, in denen es sich sonst so kokett einherdrehte, werden ihm unerträglich, und womöglich noch etwas vor der gesetzmäßigen Zeit legt es sich das Prädikat „erwachsen" zu, ein Ausdruck, der schwer zu erklären ist und dessen Grenzen fast noch schwerer zu bestimmen sind.

Kaum ist die Einsegnung vorüber, so wird die Haarfrisur anders, die lange Robe umwallt den erwachsenen Körper, und was man dem Kleide unten zugelegt hat, nimmt man ihm oben dafür weg.

Das kommt daher, weil das Herz auch mitwächst mit dem übrigen Körper, und zwar in bedeutend vergrößertem Maßstabe.

Wenn für die andern Theile Platz geschaffen wird, kann man doch das Herz allein nicht einengen!

Das wäre doch gegen alle Gerechtigkeit.

Kaum ist dem Klopfen des Herzchens aber Raum gemacht, so macht es auch in dem ausgedehntesten Maßstabe davon Gebrauch.

Mit der Mutter unterhält sich das Kind nicht mehr so gern wie früher.

Das kommt ihr jetzt so prosaisch vor und so köchinnenhaft. Sie geht lieber allein in den stillen, schattigen Stegen des Parks spazieren und träumt.

Das ist das Sehnen.

Auf diese Weise wird das Herz vorbereitet wie ein photographisches Papier.

Ein Sonnenblick aus dem Auge des Rechten oder auch manchmal des Unrechten, und sein Bild sitzt fest auf dem Grunde des Herzens.

Das ist die Liebe, die nun ausschließlichen und un-

beschränkten Besitz von der Brust des jungen Mädchens nimmt.

Die Mutter fühlt sich jetzt eigentlich noch nicht darüber verletzt.

Sie sieht in der Liebe der Tochter das Liebeleben ihrer eigenen Jugend sich wiederspiegeln, sie wird bei dem Anblick noch einmal jung, ihre Eitelkeit bereitet ihr noch eine Täuschung.

Nun ist aber der Brautstand zu Ende, das Kind wird Frau, nimmt den Namen des Mannes an, sagt seiner Mutter Lebewohl und reist ab in die neue Heimat.

Kaum ist sie fort, so fühlt die Mama die Lücke in ihrem Hause und in ihrem Herzen.

Sie beneidet den Schwiegersohn, sie wird eifersüchtig auf ihn, sie macht der Tochter in ihrem Herzen Vorwürfe, daß sie sie nicht mehr liebt wie früher, ja sie verdenkt ihr beinahe die Liebe zu ihrem Gatten.

Sie wird ungerecht.

Nun fängt das Briefeschreiben an. Die geschriebene Unterhaltung soll die mündliche ersetzen, der frühere Einfluß soll aufrecht erhalten bleiben, die reine Mutterliebe bekommt einen Anflug von Selbstsucht und Herrschsucht.

Sie schreibt einen Tag um den andern acht Briefseiten voll.

Sie fragt nach Allem, sie will Alles wissen, selbst das Geheimste, was man doch nicht gern sagt und was sie auch nichts angeht, sie gibt hundert gute Rathschläge, sie mischt sich in Alles, sie verspricht Geschenke, wenn man dies und jenes nach ihren Wünschen machen will, sie fühlt sich bei jeder Gelegenheit verletzt und beleidigt; sie wird unausstehlich.

Je besser die Mutter war, je inniger und reiner das Verhältniß zwischen den beiden jungen Eheleuten ist, desto unerträglicher wird die Schwiegermutter.

Sie denkt nicht mehr daran, wie unangenehm ihr die Einmischungen ihrer eigenen Schwiegermutter waren, wie sie selbst mit ihrer Mutter Krieg führte um ihre junge Selbstständigkeit.

Sie macht es jetzt ebenso wie jene.

Sind die Mütter und Schwiegermütter deshalb so sehr zu verdammen?

O nein, denn es gehört schon eine starke und große Seele dazu, sich das geliebte Kind vom Herzen zu reißen, es einem fremden Manne zu übergeben, sich jeder Einmischung zu enthalten und die edle Opferfähigkeit zu besitzen, in dem ungestörten und unbeeinflußten Glück des Kindes sein eigenes Glück zu finden.

Die Mütter und Schwiegermütter, die nicht jene große und erhabene Seele besitzen, werden grausam ge-

nung bestraft dafür, daß sie den Segen, den sie beabsichtigen, in Unsegen verkehren, dafür, daß sie glücklich machen wollen und unglücklich machen.

Das Glück Anderer läßt sich einmal nicht von einem Andern berechnen und construiren, sondern will sich selbstständig aus dem eigenen Innern heraus entwickeln.

Die armen Mütter und Schwiegermütter gleichen den Gärtnern, die mit vieler Mühe schöne duftige Blumen erzogen haben und dieselben nachher mit eigenen Füßen zertreten.

Die armen Mütter und Schwiegermütter löschen allmälig jedes Guthaben bei der Tochter in deren Herzen aus, zerreißen allmälig ein Fädchen nach dem andern, das ihre Seelen zusammenknüpfte, und schließlich stehen sie allein und verlassen, nicht weil sie isolirt wurden, wie sie es sich einbilden, sondern weil sie sich selbst isolirten.

Wer es versteht, zur rechten Zeit aufzugeben, macht stets einen Gewinn durch den nur scheinbaren Verlust.

Als Narrer sich von seinem Fall wieder aufgerafft und dem Major noch einen letzten Scheidegruß zugerufen hatte, hinkte er mit einem gespornten und einem ungespornten Stiefel die dunkle Straße entlang.

Ein kalter trockener Octoberwind fegte durch die breiten, menschenleeren Straßen und regte die Lichter und Feuer auf den Torf- und Aepfelkähnen zu phantastischem

Flackern auf, durch das noch grüne, aber schon dürr werdende Laub der Bäume raschelte ein leises Frösteln, in der Ferne rollten dumpf und geheimnißvoll die schon halb schlafenden Droschken, die Nachtwächter erschienen bereits auf dem Schauplatz der Begebenheiten und Narrer schlurrte mit einem klirrenden und einem stampfenden Tritt auf dem glatten, hallenden Trottoir seines Weges dahin.

Nach wenigen Minuten hatte er das Café Boulevard erreicht, das, wie wir wissen, in den Nachmittagsstunden die Versammlung der alten Herren umschloß.

Narrer wäre wohl gewohnheitshalber lieber nach dem Café Mielentz gegangen, wo der Club der jungen Herren täglich dem lieben Gott einige Stunden stahl, aber das Café Mielentz war fünfzig Schritte weiter und Narrer hatte Hunger.

In dem kleinen Vorgarten des Café Boulevard befand sich kein Mensch mehr und nur das schwankende Gaslicht spielte in geisterhaftem Leuchten auf den weißen Tischen und Stühlen herum.

Als Narrer mit seinen gewichtigen Schritten den Flur des verwachsenen Gebäudes betrat, eilte ein elegischer Kellner herbei und fragte, die unschuldweiße Serviette über dem Arm, nach seinem Begehr.

„Hören Sie, lieber Kellner!" sagte Narrer, etwas

außer Athem und sehr verlegen, indem er seinen Cavalleriefuß hinter dem Infanteriefuß zu verstecken suchte, „kann ich vielleicht ein apartes Zimmer bekommen?"

Der elegische Kellner machte große Augen und schien, die unschuldweiße Serviette über seinem Arm, zu erröthen.

„Aber ein bischen schnell, ich habe es eilig und möchte nicht gern gesehen werden!" fuhr Narrer fort, indem er einen ängstlichen Blick in den Garten hinaus warf und den Cavalleriefuß bis zum Kniegelenk des Infanteriefußes emporzog.

In den Mienen des elegischen Kellners malte sich eine tiefe Entrüstung.

„Nein, mein Herr! Das ist hier nicht Mode. Hier verkehren nur anständige Leute!" sagte er, indem er eine Wendung machte, um würdevoll von dannen zu schreiten.

Jetzt war die Reihe zu erröthen an Narrer und er that dies auch so tief und beschämt wie irgend möglich.

Dann aber machte sofort ein anderes, noch mächtigeres Gefühl seine Rechte in ihm geltend — der Hunger.

„Verstehen Sie mich doch wecht, liebster Kellner!" begann er von neuem. „Was Sie da denken, ist ja nicht im entferntesten meine Absicht, im Gegentheil, ich

möchte nur allein sein, weil mir ein kleines Unglück passirt ist."

Der Kellner wandte sich um und schien wieder entrüstet etwas erwidern zu wollen, aber Narrer ließ ihm keine Zeit dazu, sondern kam ihm zuvor.

„Sehen Sie", sagte er, seinen verschimmelten Cavalleriefuß zum Vorschein bringend, „mir ist ein Stiefel verwechselt worden und mit dieser Mißgeburt am Fuß kann ich mich doch nicht unter Menschen begeben. Deshalb und aus keinem andern Motiv wünschte ich ein Zimmer, wo ich allein sein könnte."

Der Kellner lachte laut auf.

„Na, das geht ja heute hübsch!" sagte er. „Da drinnen sitzt schon eben solch komischer Herr, der sich Pantoffeln mitgebracht hat, um es sich hier bequem zu machen. Er verlangte ebenfalls ein apartes Zimmer; das war aber das einzige, das wir noch haben. Mit einem zweiten kann ich Ihnen nicht dienen."

Narrer ließ betrübt den Kopf sinken und versteckte wieder seinen Sporenstiefel.

„Aber vielleicht erlaubt der andere komische Herr, daß Sie zu ihm hereinkommen", fuhr der Kellner fort. „Uebrigens hat er eigentlich gar nichts zu erlauben", setzte er hinzu, „denn er bezahlt ja nicht für das

Zimmer, sondern nur für das, was er verzehrt hat. Soll ich Sie hineinführen, mein Herr?"

Narrer dachte einen Augenblick nach, aber bald überwand der immer heftiger werdende Hunger jedes andere Gefühl und er willigte ein.

Der Kellner führte ihn durch einen kurzen, winkligen Gang und öffnete dann eine Thür. „Hier, mein Herr" sagte er.

Narrer trat mit einiger Befangenheit ein.

An einem in der Ecke stehenden Tisch, ihm den Rücken zuwendend, saß ein Mann, die Beine weit von sich gestreckt und mächtige Tabakswolken von sich blasend.

Neben ihm auf der Erde standen zwei glanzlederne Stiefel. Bei dem Geräusch der aufgehenden Thür wandte er sich unwillig um.

„Narrer!" rief er gleich darauf. „Was Tausend, wie kommen Sie denn hierher?"

„I, Herr Geheimwath!" entgegnete Narrer nicht minder erstaunt. „Was Tausend, wie kommen Sie denn hierher?"

„Na, vorläufig setzen Sie sich", sagte Staberow, die Anwesenheit des störenden Kellners bemerkend. „Wollen Sie denn noch etwas genießen?"

„Nun natürlich!" rief Narrer mit einem förmlichen Enthusiasmus.

„Würde ich Ihnen nicht rathen", entgegnete Staberow. „So spät abends sind die Mahlzeiten nicht gesund."

„O bitte, mir ist es heute aber sehr gesund", protestirte Narrer. „Geben Sie mir die Speisekarte, Kellner!"

Die verkörperte Elegie that, wie ihr geboten.

„Trinken Sie eine Tasse Thee", sagte der Geheimrath, „das ist das einzige, was ich Ihnen als Arzt noch erlauben kann."

Narrer machte bei dem Worte Thee ein unendlich geringschätzendes Gesicht und fuhr dann fort mit einem fast krankhaften Interesse die Speisekarte herunterzules en.

„Ein Beefsteak mit Kartoffeln", rief er endlich, „aber ein gwoßes Beefsteak mit viel Kartoffeln!" setzte er stark betonend hinzu.

Der Kellner wollte sich entfernen.

„Aber, liebster Freund", warf sich der Geheimrath dazwischen, „wollen Sie sich denn ungesund machen? Ein solches Stück Fleisch mit unverdaulichen Kartoffeln so kurz vor dem Schlafengehen, das ist ja ein halber Selbstmord!"

„Nein, im Gegentheil", lehnte sich Narrer dagegen auf, „es ist Lebens—w—w—wettung! Schnell, Kellner!" wandte er sich dann an die Elegie. „Und eine Flasche Porter!"

Der Geheimrath wurde vom tiefsten ärztlichen Unwillen ergriffen.

„Thorheit!“ rief er, sich aus seiner bequemen Positur aufrichtend. „Lassen Sie das, Kellner, und bringen Sie dem Herrn eine Portion Thee und etwas Zwieback!“

Narrer warf dem Geheimrath einen empörten Blick zu.

„Ein sehr gwoßes Beefsteak mit sehr viel Kartoffeln“, rief er imperatorisch dem Kellner zu, „und eine Flasche Powter, double stout!“

Der dienstbare Geist wandte sich lächelnd zum Gehen.

„Bleiben Sie!“ rief Staberow befehlend.

„Gehen Sie!“ rief Narrer noch befehlender.

Der Kellner wußte nicht, was er machen sollte. Er empfand die Wahrheit der Worte der Schrift: Niemand kann zweien Herren dienen.

„Gehen Sie!“ schrie Narrer.

„Bleiben Sie!“ schrie Staberow noch stärker.

Das war dem unglücklichen jungen Mann doch etwas zu arg.

Unter dem Einfluß eines schnellen, kräftigen Entschlusses sprang er auf, hinkte mit einem klirrenden und einem nicht klirrenden Tritt auf den schon ganz ängstlich aussehenden Kellner zu, packte ihn bei beiden Schul-

tern, drehte ihn um und stieß ihn dann zur Thür hinaus, indem er ihm mit donnernder Stimme nachrief:

„Ein sehr gwoßes Beefsteak mit sehr viel Kartoffeln und eine Flasche Powter!“

Und dann hinkte er wieder halb klirrend, halb tappsend auf seinen Stuhl zurück.

„Was machen Sie denn für ein merkwürdiges Geräusch, wenn Sie gehen?“ fragte der Geheimrath, durch die neue Erscheinung vom alten Thema abgelenkt.

„Das werde ich Ihnen nachher erzählen, wenn ich gegessen habe“, entgegnete Narrer. „Jetzt lassen Sie mich vorläufig in Wuhe, denn ich bin äußerst matt und angegwiffen.“

Staberow schien immer neugieriger zu werden und seine Blicke hefteten sich mit sichtbarem Interesse auf den jungen Mann, der den Kopf in beide Hände stützte, die Augen schloß und kein Wort mehr von sich hören ließ.

So mochten ungefähr zehn Minuten vergangen sein, als sich die Thür öffnete und der Kellner die bestellten Speisen und Getränke brachte.

Narrer fuhr wie der Blitz aus seiner apathisch-träumerischen Stellung empor.

Der Kellner stellte das dampfende Beefsteak mit den mächtigen Kartoffeln vor ihn hin, klemmte dann die Flasche Porter zwischen seine Beine und zog mit

einem halb quietschenden, halb pfeifenden Ton den Pfropfen aus der Mündung. Dann hielt er das große, bauchige Glas ein wenig schief und ließ die dunkelbraune, starkschäumende Flüssigkeit langsam und vorsichtig hineinkluckern.

Rarrer schien mit einem Nasenloch in dem Geruch des Beefsteaks und mit dem andern in dem Duft des Porters zu schwelgen und seine Züge strahlten die Vorempfindung irdischer Seligkeit aus.

Nachdem der Kellner servirt hatte, entfernte er sich wieder. Rarrer ergriff mit der linken Hand die Gabel und mit der rechten das Messer und war eben im Begriff, einen kräftigen Schnitt in das dampfende Fleisch zu thun, als ihm Staberow mit schnellem Griff den Teller fortzog und Rarrer anstatt in das Beefsteak in den Tisch schnitt.

„Essen Sie nicht, Kind!“ sagte der Geheimrath mit ärztlichem Wohlwollen. „Glauben Sie mir, so schwere Speisen sind Gift für die Nacht. Lassen Sie es stehen, bitte!“

Rarrer wurde kirschroth im Gesicht vor Entrüstung. „Herr Geheimwath, ich muß Sie dwingend ersuchen, mir meinen Teller wiederzugeben!“ rief der junge Mann. „Weshalb mischen Sie sich in meine Angelegenheiten?“

„Weil ich es gut mit Ihnen meine und weil es

meine ärztliche Pflicht ist, Unheil zu verhüten, wo ich es entstehen sehe", entgegnete Staberow, den Teller noch weiter fortschiebend.

„Sie thun ja aber gwade das Gegentheil!" tobte Narrer. „Sie wichten ja gwade Unheil an, indem Sie mir meine Existenzmittel entziehen, Sie kurzsichtiger Mann Sie!"

Und mit den Worten faßte er nach dem Glase, in dem der Schaum sich nun bereits etwas gesetzt hatte, um einen recht kräftigen Zug zu thun, als ihm der Geheimrath abermals mit schnellem Griff den Becher wegzog und weit davon entfernt auf den Tisch setzte.

„Trinken Sie nicht, Kind!" sagte er. „Sie sind ja noch viel zu echauffirt. Sie könnten sich den Tod holen, wenn Sie jetzt das kalte Bier hinunterstürzten."

Narrer stand auf, und wie er so dastand mit leidenschaftlich verzerrten Zügen, das Messer in der rechten und die Gabel in der linken Hand, glich er einem jugendlichen Shylock, der dem Kaufmann von Venedig sein Stück Fleisch zunächst vom Herzen schneiden will.

„Geben Sie mir mein Beefsteak und meinen Powter!" zischte er wie eine gereizte Schlange. „Wenn ich nicht bald esse, stewbe ich!"

Der Geheimrath schob Teller und Glas bis an den äußersten Rand des Tisches.

Narrer stand wie die Anaconda, die sich emporge-

ringelt hat und nur den günstigen Moment abwartet, um sich auf ihren Raub zu stürzen.

Dann aber, als der Geheimrath einen Zug aus seiner Cigarre that, um dieselbe nicht ausgehen zu lassen, verlängerte sich plötzlich Rarrer's linker Arm auf eine Weise, daß er aussah wie einer der beiden berühmten römischen Fechter im Ausfall, die Gabel senkte ihre scharfen Zinken wie die Griffe eines Raubvogels in das saftige Beefsteak, und im nächsten Moment führte er es blitzschnell durch die Luft zurück und ließ es, von entsetzlichem Hunger und dem Gefühl der sichern Unterbringung geleitet, mit einem Male in der unnatürlich vergrößerten dunklen Oeffnung seines Mundes verschwinden.

„Gott sei uns gnädig!" rief der Geheimrath aufspringend, um Rarrer vor dem Ersticken zu retten. „Sie werden gewiß und wahrhaftig noch ein Unglück anrichten!"

Und damit wollte er sich dem jungen Mann nähern, dem bereits die Augen aus dem Kopf quollen, aber dieser hielt ihm mit der Rechten das spitze Messer entgegen, daß der Geheimrath erschrocken zurückprallte.

„Sind Sie denn wahnsinnig geworden, Rarrer?" rief er ernstlich beunruhigt. „Was geben Sie denn für tolle Geschichten an! Ich werde nach Hülfe rufen!"

Rarrer machte so energisch verneinende Bewegungen mit Kopf und Armen, daß Staberow von seinem Vor-

haben abließ und sich vorläufig nur noch damit begnügte, den jungen Menschen anzustaunen, was sich allerdings der Mühe verlohnte.

Narrer machte wahrhaft verzweifelte Anstrengungen, um das große und außerdem noch ziemlich heiße Stück Fleisch in seinem Munde zu bewältigen.

Er war rothblau im Gesicht, die aus dem Kopfe quellenden Augen schlossen sich bald, bald öffneten sie sich wieder, und der Mund schloß und öffnete sich ebenfalls mit jener verzweifelten, grimassirenden Energie, die man gewöhnlich bei den Nußknackern sieht, wenn ihr Leibrockschooß etwas schnell in Bewegung gesetzt wird.

Endlich nach langem Mühen und Abquälen wurden Narrer's Backen allmälig dünner und dann schien der Schlußmoment zu kommen, denn der junge Mann schloß noch einmal die Augen, ballte die Fäuste zusammen, zog die Schultern unnatürlich hoch in die Höhe, gab dann seinem ganzen Körper einen Ruck, und das Beefsteak war an den Ort seiner Bestimmung angekommen.

„Puh!“ machte Narrer, als er die Augen wieder öffnete und die Schultern wieder sinken ließ.

„Ist's runter?“ fragte der Geheimrath.

Narrer nickte.

„Na, wohl bekomm's!“ setzte Staberow hinzu.

„Danke!“ sagte Narrer mit einem Seufzer, als wenn er alle irdischen Wonnen zu gleicher Zeit empfände.

Und dann verlängerte er wieder den rechten Arm, ergriff, ehe der Geheimrath es verhindern konnte, das Glas Porter und goß die dunkelbraune Flüssigkeit mit einem Zuge in die geheimnißvolle Tiefe seines innern Menschen hinab.

„So!“ sagte er, als er das Glas wieder auf den Tisch setzte und sich den Schaum von den Lippen leckte.

„Sind Sie nun fertig?“ fragte der Geheimrath.

„Nein!“ entgegnete Narrer.

„Was wollen Sie denn nur noch beginnen?“ fuhr Staberow fort.

„Essen!“ sagte Narrer.

„O!“ machte der Geheimrath.

„Und twinken!“ setzte Narrer hinzu.

Und dann hinkte er wiederum nach der Thür, klingelte wie die Feuerwehr, wenn sie durch die Straßen fährt, und ging dann wieder zum Tisch zurück, um die Speisekarte einer neuen Prüfung zu unterwerfen.

Er war noch nicht damit fertig, als der elegische Kellner bereits erschien.

„Sie haben befohlen?“ fragte er.

„Ja!“ sagte Narrer. „Ich will noch etwas essen!“

„Nehmen Sie nur jetzt etwas Leichtes“, rieth Staberow, der es aufgegeben hatte, sich dieser Gier zu wider-

setzen, weil Narrer dann vielleicht im Stande gewesen wäre, das Wachslicht oder ihn selbst anzubeißen.

Narrer erhob jetzt den Kopf von der Speisekarte.

„Bwingen Sie mir noch einmal Beefsteak mit Kartoffeln“, sagte er, „aber wieder eine gute Portion und noch eine Flasche Porter!“ setzte er hinzu.

Der Kellner verschwand mit elegischem Lächeln.

„Na, das nehmen Sie mir aber nicht übel“, sagte der Geheimrath, „so etwas ist mir in so später Abendstunde denn doch noch nicht vorgekommen!“

„Seien Sie unbesorgt!“ entgegnete Narrer.

„Wollen Sie mir aber nicht wenigstens erklären —“ fragte Staberow weiter.

Narrer schüttelte mit dem Kopfe.

„Wenn ich satt bin“, sagte er. „Ehe ich nicht satt bin, spreche ich kein Wort.“

Und er aß noch ein Beefsteak mit Kartoffeln und trank eine Flasche Porter dazu, und als er damit fertig war, aß er ein drittes Beefsteak mit Kartoffeln und trank eine dritte Flasche Porter dazu.

Als ihm darauf der Kellner noch Butter und Käse anbot, überlegte er erst eine ganze Weile, dann aber dankte er, weil er es für möglich hielt, daß ihm so viel Speise zur Nacht doch den Magen etwas beschweren könnte.

Als er den letzten Zug Porter aus dem bauchigen Glase gesogen hatte, steckte er sich eine Cigarre an, streckte dann wie der Geheimrath die Beine lang unter den Tisch, blies behaglich die bläulichen Wolken von sich, daß sie sich mit denen des Geheimraths zu einer großen Nebelmasse vereinigten, und ließ ab und zu ein leises, wonniges Stöhnen vernehmen.

„Nun, lieber Narrer, wollen Sie jetzt die Güte haben, mir zu erzählen, wie Sie zu diesem in cultivirten Gegenden nicht gewöhnlichen Heißhunger gekommen sind?" begann der Geheimrath wieder die Unterhaltung.

„Sehr gern!" sagte Narrer, und dann erzählte er in großer Ausführlichkeit die Begebnisse seines Lebens von dem Augenblick an, wo er mit dem Major Rumpel zusammengelaufen war bis zu seinem Eintritt in dieses Zimmer.

Der Geheimrath hörte mit der größten Aufmerksamkeit zu und unterbrach oft Narrer's Vortrag durch leises Kichern oder lautes Lachen.

Als der junge Mann aber an das von der Baldrian fast gewaltsam geschlossene Ehebündniß kam und die stille Verzweiflung des alten Majors mit glühenden Farben schilderte, veränderten sich die Gesichtszüge des Geheimraths und seine lachenden Mienen kleideten sich in die dunklen Schleier einer stillen, schmerzlichen Wehmuth.

Als Narrer endlich mit seiner Erzählung zu Ende war, ließ Staberow das Haupt auf die Brust herabsinken und sagte kein Wort.

Narrer blickte ihn an.

„Nun?“ fragte er. „Mit einem Male so still? Hat Sie meine Geschichte nicht amüsirt? Obgleich sie für mich schlimm genug war, für einen Andern muß sie doch ganz komisch anzuhören sein.“

Der Geheimrath seufzte.

„Oder thue ich Ihnen leid?“ fragte Narrer noch einmal.

Der Geheimrath seufzte wieder.

„Ich danke Ihnen für Ihre freundliche Theilnahme“, sagte Narrer, Staberow die matt herabhängende Hand drückend.

„Bitte, durchaus keine Ursache!“ entgegnete der Geheimrath. „Ich thue mir selbst leid; das ist die ganze Geschichte!“

„Twösten Sie sich mit mir“, sagte Narrer, „denn mehr Unglücksfälle als mir passiren wohl selten einem Menschen.“

„Erstens“, antwortete der Geheimrath, „habe ich niemals einen Trost darin finden können, daß ein Anderer ebenso unglücklich oder noch unglücklicher ist, als ich es bin. Wenn ich Zahnschmerzen habe und mir wird

gesagt, Narrer hat noch weit tollere, werden meine Schmerzen dadurch geringer? Im Gegentheil, ich fühle die von dem Andern noch mit, denn ich habe leider eine sehr lebhafte Phantasie. Zweitens aber", fuhr Staberow fort, „bin ich von einem großen Unglück heimgesucht und Sie nur von kleinen Wespenstichen."

„Oho!" machte Narrer. „Die Wespenstiche kennen Sie nur noch nicht, die bwingen die Menschen zuletzt bis zur vollständigen Wasewei!"

„Wozu bringen Sie den Menschen?" fragte der Geheimrath, ein neugieriges Gesicht machend.

Narrer schnitt eine Grimasse, als wenn er sich die Stimmritze zusammendrücken wollte, und krächzte dann, nur noch weit rauher und undeutlicher als das erste Mal:

„Ach Gott, Sie wissen ja, zur W—w—wasewei!"

Der Geheimrath lachte.

„Ach so", sagte er, „zur Raserei!"

„Nun natürlich", antwortete Narrer mit einem unwilligen Schmollen. „Sie wissen doch wecht wohl, daß ich das Ew nicht aussprechen kann, weshalb fwagen Sie mich denn erst noch?"

Dann aber nahm seine Miene wieder einen bedeutend freundlichen Ausdruck an und er sagte, sich zu dem Geheimrath hinüberbeugend:

„Nun erzählen Sie mir aber auch, weshalb Sie sich Pantoffeln hierher mitgebwacht haben? Ist es Ihnen denn hier zu kalt?"

„Nein", entgegnete Staberow, sarkastisch lächelnd, „aber zu Hause ist es mir zu warm."

Narrer machte ein Gesicht, als wenn er das nicht recht verstanden hätte.

„O", machte er, „weshalb heizen Sie denn so viel ein?"

„Ich heize gar nicht ein", antwortete der Geheimrath. „Meine Schwiegermutter heizt ein. Mir wird blos warm; dafür wird nach Kräften gesorgt."

Narrer schien seinen Leidensgenossen noch immer nicht verstanden zu haben.

„Da sind wohl Ihre beiden Damen recht gut gegen Sie?" fragte er endlich.

„Unbeschreiblich!" rief der Geheimrath, der allmälig wieder in seinen alten Galgenhumor gerieth. „Sie haben beide ein zu großes Bestreben, mich glücklich zu machen, und das ist eben mein Unglück. Nach dem weisen Grundsatz Friedrich's des Großen: In meinem Reiche kann jeder nach seiner Façon selig werden, wird in meinem Hause nicht gehandelt. Meine Schwiegermutter bildet sich ein, ich hätte noch nichts vom Leben genossen, ich sei verknöchert und versteinert, und deshalb

sei es ihre Pflicht, mich wieder aufzuwecken und genußfähig zu machen. Die wahre Sachlage ist aber die, daß sie selbst noch nichts vom Leben genossen hat und nun das Versäumte nachholen will. Sie ist eine Egoistin."

Narrer machte ein nachdenkliches Gesicht.

„Ja, lieber Freund", begann er endlich, „das ist eigentlich bei Ihnen ganz derselbe Fall, nur umgekehrt; weil Sie sich auswuhen wollen, verlangen Sie, daß Ihre Damen sich mitauswuhen. Sie sind auch ein Egoist."

Der Geheimrath schwieg, weil er nichts darauf zu antworten wußte, aber sein Blut war einmal in Wallung gerathen, deshalb konnte er sich nicht so schnell wieder beruhigen und fuhr bald fort:

„Meine Schwiegermutter hat sich eine Satanslogik angewöhnt. Sie sagt: „Mir macht das Reisen Vergnügen, folglich muß es Ihnen auch Vergnügen machen." Und dann kommt meine kleine reizende Frau als Echo und flötet mit ihrer lieblichsten Stimme: „Aber ich begreife gar nicht, Männchen, wie einem das Reisen kein Vergnügen machen kann. Es ist doch so himmlisch." Und um mir Appetit dazu zu verschaffen, liest mir dann meine Schwiegermutter jeden Abend bis Mitternacht schlechte Reisebeschreibungen vor, die ich in drückenden Glanzstiefeln mitanhören muß, weil meine Schwieger-

mutter behauptet, ein Ehemann in Schlafrock und Pantoffeln zerstöre der jungen Frau die Illusion, und das könne zu schlechten Folgen führen. Durch diese Reisebeschreibungen unter erschwerenden Verhältnissen wird mir aber das Reisen nur immer entsetzlicher. Und wenn sie dann endlich um Mitternacht aufhört und ich mit meiner Frau zu Bette gehen will, dann heißt es wieder: „Komm, Idchen, mein Kind! Du kannst mich noch ein bischen auf mein Zimmer begleiten und mich zu Bett bringen, wie Du es früher immer thatest. Weißt Du noch, mein Kind?" „Ach ja, Mama; das war reizend!" ruft dann Idchen und verabschiedet sich von mir mit den Worten: „Geh nur immer zu Bette, Männchen; wenn ich komme, werde ich recht leise auftreten, damit ich Dich nicht störe." Wenn sie dann nach einer halben Stunde kommt, stört sie mich natürlich nicht, weil ich schon schlafe. Am andern Morgen zum Kaffee, wenn ich wieder in den vermaledeiten Glanzstiefeln in das Frühstückszimmer trete, kommen mir Schwiegermutter und Gattin bereits mit strahlenden Gesichtern entgegen. „Lieber Schwiegersohn!" ruft die Schwiegermutter. „Theures Männchen!" ruft meine kleine Frau. „Wir haben uns wieder etwas Reizendes ausgedacht!" — „Ach ja, etwas zu Reizendes!" — „Wir fahren in die musikalische Matinée!" — „Die Patti singt, Männchen!" —

„Und heute Abend geben wir eine kleine Gesellschaft mit gelegentlichem Tanz." — „Nur nach dem Klavier, Männchen!" Mir wird es schwarz und grün vor den Augen und der Kaffee schmeckt mir wie Quassia. „Nun, lieber Schwiegersohn?" fragt die Schwiegermutter strahlend. „Nun, Männchen?" flötet Idchen, vor Freude beinahe in die Luft fliegend. Ich gebe mir dann ein etwas hausherrliches Ansehen, ziehe die Stirn in ernste Falten und entwickle ihnen auch vom ärztlichen Standpunkt aus, daß dies ewige, unruhige Vergnügungsleben meine Schwiegermutter zu sehr angreife und meine Frau noch mehr, namentlich da man doch immer nicht wissen könne — Dann sieht mich aber meine Schwiegermutter mit einem unbeschreiblichen Lächeln an, in dem sich eine leise Moquanterie mit einer deutlich erkennbaren Sorglosigkeit lieblich verbindet, und sagt ganz abweisend: „Ach, ich bitte Sie, daran ist ja noch gar nicht zu denken!""

Der Geheimrath schwieg eine Weile und dann sagte er fast unwillkürlich vor sich hin:

„Sie glauben gar nicht, wie unangenehm mich das stets berührt."

„O ja, das glaube ich schon", entgegnete Narrer ebenso unwillkürlich.

Der Geheimrath sah ihn mit einem forschenden,

aber durch Verlegenheit etwas abgeschwächten Blick an und fuhr dann in seinen Bekenntnissen fort:

„Wenn ich nach diesem gänzlich verlorenen Avantgardengefecht meine Streitkräfte wieder etwas gesammelt habe, stimme ich der musikalischen Matinée bei, protestire aber ernstlich gegen das abendliche Tanzen, da es durchaus gegen meine Neigung sei. „Aber ich begreife gar nicht, wie einem die Gesellschaften kein Vergnügen machen können!" schießt dann die Schwiegermutter sogleich los. „Ja, ich begreife wirklich auch nicht, Männchen, wie Dir das Tanzen kein Vergnügen machen kann!" ist die kleine Frau mit ihrem Echo gleich bei der Hand. Na, was soll ich Ihnen das Bild noch weiter ausmalen! Es folgt eine kleine Scene, eine ziemlich bedeutende Verstimmung, und um nicht ein paar Tage Aerger zu haben, gebe ich schließlich nach. Das ist der Schlußrefrain einmal wie allemal."

Narrer wurde sehr nachdenklich.

„Aber Sie haben mir noch immer nicht erzählt, weshalb Sie sich Ihre Pantoffeln hierher mitgebwacht haben", begann er dann wieder die Unterhaltung.

„Ich dächte, die Frage könnten Sie sich selbst ziemlich klar aus dem Vorangegangenen beantworten", entgegnete der Geheimrath. „Dieser permanente Aufenthalt in den engen und heißen Glanzstiefeln ist zum Wahn-

sinnigwerden, und da ich es mit unsaglicher Mühe dahin gebracht habe, daß sich meine Damen einen Tag in der Woche einen weiblichen Abendcirkel gebildet haben, an dem ich nicht Theil zu nehmen brauche, so benutze ich diesen glücklichen Abend, um die häusliche Behaglichkeit, die ich bei mir entbehre, mir hier zu bereiten, das heißt, ich stecke meine gemarterten Füße in weiche Pantoffeln und rauche sieben Cigarren hintereinander, weil meine Frau und Schwiegermutter ebenfalls nicht begreifen, wie das Rauchen einem Menschen Vergnügen machen kann."

Narrer wurde noch nachdenklicher.

„An meinem Unglück ist aber hauptsächlich die Commercienräthin Baldrian schuld", fuhr Staberow nach einer längern Pause fort. „Wenn die mich nicht so fürchterlich unterstützt hätte, würde ich aus eigenen Kräften niemals einen gar nicht tiefgedrungenen Entschluß zur Ausführung gebracht haben."

„Wo man hinhört, die Baldrian!" murmelte Narrer vor sich hin.

„Ja, der arme Frohberg wird auch ein Lied davon zu singen wissen", sagte bitter lächelnd der Geheimrath, „und beim Commercienrath Müller in Charlottenburg scheint sie ebenfalls ihr Unwesen zu treiben. Es sollte mir in der That leid thun, wenn ihre Pläne dort gelängen und wenn der gute Müller und seine beiden vortrefflichen

Töchter fürs ganze Leben unglücklich gemacht werden sollten."

„Und der alte siebzigjährige Major Wumpel", setzte Narrer hinzu. „Ist es nicht ein höllisches Bubenstück, den würdigen Mann mit seiner Köchin zusammenzukuppeln?"

„Mein lieber Freund, da könnte ich Ihnen noch hundert Beispiele anführen!" entgegnete der Geheimrath. „Wohin Sie blicken, sehen Sie ein Paar, das durch die Baldrian zusammengeführt worden ist, eine Ehe, die sie gestiftet hat. Und diese Ehen sind fast alle unglücklich, entweder offenkundig oder im Geheimen, denn wenn die Sache auch manchmal noch so freundlich von außen scheint, blicken Sie nur einmal tiefer hinein und Sie sehen überall den Wurm. Ich will damit gerade nicht die Behauptung aussprechen, daß andere Ehen nicht ebenfalls unglücklich seien, aber die haben doch mehr oder weniger im freien Willen der Betheiligten oder doch wenigstens der Berechtigten gelegen. Die Baldrian aber fügt Alles zusammen, wie es ihr gerade paßt, ohne zu bedenken, ob Harmonien oder Sympathien vorhanden sind, ohne zu überlegen, welch entsetzliche Folgen aus diesen leichtsinnigen Verbindungen entstehen können. Die Baldrian wird von der manieartigen Leidenschaft geleitet, Bekanntschaften zu vermitteln und Ehen zu

schließen, und da einer solchen Agentin en gros unzählige Mitarbeiter und Interessenten von allen Seiten zuströmen, so betrachte ich diese Dame als eine der schädlichsten Persönlichkeiten der Stadt, als ein schleichendes Gift, welches das Glück der Familien zerstört, als einen Krebsschaden der Gesellschaft, der aber leider nicht auf gesetzliche Weise entfernt werden kann."

In Narrer's Seele schienen sich chaotische Gedankenmassen durcheinander zu wälzen, denn bald blitzte sein Auge auf, als hätte er einen heroischen Entschluß gefaßt, bald ballten sich drohend seine Fäuste, bald lagerte sich auf seinen Zügen eine unendliche Wehmuth und Trauer.

„Was ist Ihnen, Narrer?" fragte der Geheimrath, den jungen Mann anblickend.

„Weshalb sollen solche Gesellen wie ich zwischen Himmel und Erde herumkriechen?" murmelten seine bleichen Lippen, während das Auge düster vor sich hinblickte.

Staberow mußte unwillkürlich lächeln.

„Sie haben wohl zu viel Porter getrunken?" fragte er.

„O nein!" entgegnete Narrer aufblickend. „Ich könnte sogar noch bedeutend mehr trinken, denn ich habe einen Durst, daß mir die Zunge am Gaumen klebt."

„Nun, was murmelten Sie denn da für dummes Zeug?" fuhr der Geheimrath fort.

„Das war kein dummes Zeug, das waren Worte aus dem Hamlet!" entgegnete Narrer, dem der starke Porter doch etwas in den Kopf zu steigen begann.

„Ich weiß wohl", sagte Staberow, „aber ich begreife eben nicht, wie Sie plötzlich auf den Hamlet und gerade auf diesen Ausspruch von ihm kommen."

„Ich befinde mich eigentlich in einer ähnlichen Situation wie der melancholische Dänenpwinz", erklärte Narrer. „Mir wurde zwar kein Vater durch Saft verfluchten Bilsenkrauts gemordet, aber ich werde zu einer That gemahnt wie Hamlet, und ich zaudere sie zu vollbwingen wie er!"

Staberow lächelte.

„Und welche That wäre das?" fragte er. „Sie wollen doch nicht etwa Jemand ermorden?"

Narrer blickte jetzt erschreckend düster.

„Weshalb sollen solche Gesellen wie ich zwischen Himmel und Erde hewumkwiechen?" wiederholte er mit tragischer Declamation. „Ich bin ein Unglücksmensch, der keine Fweude hat, sondern nur Schmerzen. Es ist ganz unmöglich, daß mir noch ein Glück erblühen kann im Leben, denn ich bin nicht dazu angethan. Ich bin von der Natur um ein schönes Ebenmaß verkürzt, wie Wichard der Dwitte sich ausdwückt."

„Wer?" unterbrach ihn Staberow neugierig.

Narrer blickte ihn beinahe drohend an.

„König Wichard der Dwitte!“ preßte er heraus. „Weshalb unterbwechen Sie mich denn immer?“

„Bitte um Entschuldigung!“ entgegnete der Geheimrath, sich höflich gegen ihn verbeugend.

„Nun weiß ich nicht, wo ich stehengeblieben bin“, sagte Narrer unmuthig.

„Sie sind von der Natur um ein schönes Ebenmaß verkürzt, wie Wichard der Dwitte sich ausdwückt“, half ihm der Geheimrath ein.

„W — wichtig!“ sprach Narrer weiter. „Das heißt, ich bin nicht bucklig, aber ich bin lächerlich, und das ist noch schlimmer als bucklig. Ich kann nicht die Nase aus dem Fenster stecken, ohne daß eine vorbeifliegende Schwalbe oder ein auf dem Dach sitzender Sperling mir ein Andenken dawauf zuwückläßt; mein ganzes Leben ist eine fortlaufende Kette von Unannehmlichkeiten und Unglücksfällen, ich habe für mich selbst nicht den gewingsten Werth. Deshalb müßte ich meine Existenz dazu anwenden, um Andern einen Dienst zu erweisen.“

„Wem denn?“ fragte der Geheimrath.

„Der Gesellschaft!“ entgegnete Narrer mit anschwellender Begeisterung. „Ich müßte mich zum Märtyrer der Gesellschaft machen und mich opfern, um sie durch dieses Opfer zu beglücken und zu befweien.“

„Sie wollen sich doch nicht etwa auf einem Scheiterhaufen verbrennen lassen?" fragte Staberow lächelnd.

Narrer warf ihm einen noch unwilligern Blick zu. „W — weden Sie doch keinen Unsinn!" sagte er mit einer Strenge, die man sonst nicht an ihm gekannt hatte. „Von einem solchen Opfer ist hier gar nicht die Wede, sondern von einem noch weit höhern, weit martervollern."

„Wollen Sie sich lebendig schinden lassen?" fragte der Geheimrath.

„Nein", sagte Narrer, „das auch nicht. Ich weiß überhaupt bis jetzt nur, daß ich etwas thun will, aber was, das ist mir selbst noch nicht ganz klar. Aber geschehen muß etwas!" fuhr er mit immer sich steigender Ekstase fort, indem er aufstand und mit großen Schritten im Zimmer auf und ab hinkte, daß der alte Sporn geisterhaft durch das öde, halbdunkle Zimmer klirrte. „Geschehen muß etwas, dazu dwängt mich eine bisher noch nicht gekannte Kwaft in meinem Innern!"

„Das ist der Porter!" sagte der Geheimrath.

Aber Narrer ließ sich durch die boshaften Bemerkungen seines Freundes nicht mehr stören, sondern declamirte mit düster blickenden Augen und hochrothglühender Wange abgerissene Stellen aus dem berühmten Hamletmonologe:

„Und ich,
Ein blöder, schwachgemuther Schurke, schleiche
Wie Hans der Twäumer, meiner Sache fwemd,
Und kann nichts sagen, nicht für einen König,
An dessen Eigenthum und theuwem Leben
Verdammter Waub geschah. Ich bin 'ne Memme!
Ich hege Taubenmuth, mir fehlt's an Galle,
Die bitter macht den Dwuck, sonst hätt' ich längst
Des Himmels Gei'r gemästet mit dem Aas!"

„Narrer, Sie sind gewiß und wahrhaftig betrunken!" sagte der Geheimrath. „Gehen Sie nach Hause und legen Sie sich schlafen!"

„Unpoetischer Mensch!" fuhr der junge Mann immer lodernder fort. „Sie können fweilich nicht die tiefen Wahrheiten begweifen, die in den Worten des gwoßen unsterblichen Dichters liegen."

Und dann fuhr er fort zu declamiren:

„Ha, welch ein Esel bin ich!"

„O wie tief und wahr!" rief der Geheimrath, ein verzücktes und bewunderndes Gesicht machend.

Narrer hielt inne und sah Staberow mit großen Augen an.

Dann aber, nachdem dieser seinen Blick eine ganze Weile ausgehalten, schritt er pathetisch auf ihn zu, legte ihm würdevoll und prophetisch eine Hand auf die Schulter und sagte mit einer geheimnißvollen Tonfärbung:

„Sie werden es erleben!"

„Was denn?" fragte Staberow. „Die Wahrheit von dem, was Sie vorhin sagten?"

„Sie werden es erleben!" fuhr Narrer mit demselben düstern Pathos fort. „Sie und viele Andere kann ich zwar nicht mehr erlösen, aber Viele, Viele sollen bewahrt werden vor einem gräßlichen Schicksal!"

„Edler Jüngling!" sagte der Geheimrath, mit den Augen zwinkernd, als wenn er eine Thräne zerdrücken wollte. „Aber versprechen Sie mir wenigstens, daß Sie Ihr Märtyrerthum nicht zu grausam einrichten wollen. Kein lebendiges Verbrennen, hören Sie wohl? Kein lebendiges Schinden! Kein Dolch! Kein Gift!"

Kaum hatte er die beiden letzten Worte ausgesprochen, als Narrer schmerzlich zusammenzuckte und mit der Hand nach dem Unterleibe fuhr.

„Mein Gott! Was ist Ihnen? rief Staberow. „Sollten Sie Ihr entsetzliches Vorhaben schon ausgeführt haben? Sprechen Sie, junger Mann, ich beschwöre Sie!"

„Au!" machte Narrer, den Cavalleriefuß gegen den Leib emporziehend.

„Sie haben Gift genommen!" rief der Geheimrath. „Sie müssen sofort Milch trinken, viel Milch!"

Und damit stand er auf und lief nach der Thür, um dem Kellner zu klingeln.

„Halt!“ schrie Narrer, ihm mit zwei Sätzen nacheilend und ihn am Rockschooß zurückhaltend.

„Milch! Viel Milch!“ rief der Geheimrath, indem er sich zu befreien suchte.

„Nein doch!“ schrie Narrer. „Ich habe schon beim Major Wumpel genug getwunken. Das ist ja eben das Unglück!“

„Was für ein Unglück?“ fragte der Geheimrath.

„Daß sich die Milch nicht mit dem Porter vertwagen kann!“ sagte Narrer, indem er der Abwechselung wegen jetzt den Infanteriefuß in die Höhe zog.

„Ach so!“ schmunzelte Staberow, dem heute wieder der Mephistopheles gewaltig im Nacken saß. „Na, dann setzen Sie sich noch ein bischen und erzählen Sie mir etwas; vielleicht gibt es sich, wenn Sie nicht daran denken.“

„Nein“, stöhnte Narrer, „ich muß nach Hause. Ich fühle es dwingend, daß ich nach Hause muß!“

Und damit zog er aus Leibeskräften an der Klingelschnur, daß es laut durch das ganze Gebäude hallte.

Nach einigen Minuten erschien der Kellner.

„Was habe ich zu bezahlen?“ fragte Narrer in fieberhafter Hast.

„Drei Beefsteaks mit Kartoffeln und drei Porter

macht einen Thaler und sechs Silbergroschen", rechnete der elegische Kellner aus.

Während der Geheimrath sich seufzend die warmen Pantoffeln auszog und stöhnend die engen Glanzstiefel wieder auf die schmerzenden Füße preßte, suchte Narrer wie ein Verzweifelter in seinem Portemonnaie herum.

„Mein gewöhnliches Mißgeschick", murmelte er ganz leise zu sich selbst. „Niemals habe ich kleines Geld bei mir. Das Achtgwoschenstück, das ich dem Jungen vorhin geben wollte, muß er mir aus der Hand geschlagen haben. Wahrhaftig, die kleinste Münze wieder ein Zweithalerstück!"

„Da!" sagte er, es dem Kellner reichend.

Der Elegische suchte in den Hosentaschen herum, dieweil Narrer wie auf Kohlen zu stehen schien, und sagte endlich mit seiner weichen Stimme:

„Ach, haben Sie nicht kleines Geld?"

„Wenn ich kleines Geld hätte, würde ich es Ihnen ja gegeben haben!" schrie Narrer wüthend.

„Ja, da müssen Sie schon einen Augenblick verziehen", sagte der Kellner. „Ich werde zum Herrn gehen und wechseln."

Und mit diesen Worten bewegte er sich zur Thür hinaus und ging den Gang hinunter.

„Sie!" schrie Narrer, der noch immer in seinen Taschen herumgesucht hatte, plötzlich.

Der Kellner stand still.

„Lassen Sie!“ rief Narrer, der eben noch sechs bis sieben Viergroschenstücke in einer verborgenen Falte seines Portemonnaies gefunden hatte.

Der Kellner machte erst ein höchst verwundertes Gesicht, dann aber verklärten sich seine Züge und er sagte mit überströmender Dankbarkeit:

„Ah! Meinen ganz unterthänigen Dank!“

Und er schwebte um die Ecke.

„Donnerwetter!“ rief Narrer. „Nein doch! So war es ja nicht gemeint! Geben Sie mir meine zwei Thaler wieder!“

Mit diesen Ausrufen, die der Kellner nicht mehr hörte, war er demselben schon mehrere Schritte nachgeeilt, als er plötzlich stehen blieb und das Gesicht verzerrte.

„Nein!“ murmelte er. „Ich muß das Geld fahren lassen, ich habe keine Zeit mehr!“

„Wollen Sie mir nicht gute Nacht sagen? rief ihm Staberow nach.

„Nein“, schrie Narrer zurück, „ich habe keine Zeit!“

Und damit eilte er klirrend und tappsend von dannen und einer Nacht entgegen, in der ihm sehr unwohl wurde.

Ende des dritten Bandes.